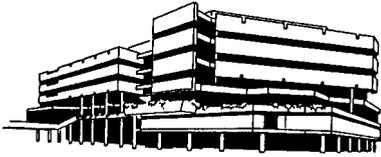
A portrait of Johann Georg Jacobi, a man with light-colored hair, wearing a dark coat and a white cravat with a lace pattern. The background is a dark, textured greenish-brown.

# Johann Georg Jacobi

in Freiburg

und sein oberrheinischer Dichterkreis

1784 – 1814



Schriften der Universitätsbibliothek  
Freiburg im Breisgau

– 25 –

Herausgegeben von Bärbel Schubel



Johann Georg Jacobi  
in Freiburg  
und  
sein oberrheinischer Dichterkreis  
1784–1814

Ausstellung  
im Goethe-Museum Düsseldorf  
in Zusammenarbeit mit  
der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg  
und  
der Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br.  
4. März bis 15. April 2001

Katalog  
zweite, erweiterte und verbesserte Auflage  
von  
Achim Aurnhammer  
und  
C. J. Andreas Klein

Diesem Katalog zu Grunde liegende Recherchen 1997 und 1998 in Freiburg i. Br., Düsseldorf, Halberstadt und Wien wurden finanziert von der Thyssen-Stiftung, Köln. Den Druck der zweiten Auflage unterstützte der Freundeskreis des Goethe-Museums Düsseldorf.

Autoren und Mitarbeiter:

Achim Aurnhammer, Barbara Beßlich, Martin Andreas Dühning, C. J. Andreas Klein, Michael Kreß, Florian Lamke, Cornelius Ludwig, Dieter Martin, Franziska Merklin, Klaus Mönig, Michael Wild

Das Titelbild wurde wohl 1791 gemalt anlässlich Johann Georg Jacobis Hochzeit mit Maria Ursula Müller. – Die Rückseite des Umschlags zeigt den *Poeten-Sitz* im Heitersheimer Schloßgarten. Der Stich nach Zeichnung von Ittners Tochter Josephine zierte die *Iris* für das Jahr 1805.

Für die vorliegende elektronische Publikation der zweiten, erweiterten und verbesserten Printauflage des Kataloges wurden sämtliche Abbildungen digital neu bearbeitet, Seitennummerierung und Seitenumbrüche der Zitierfähigkeit halber aber exakt beibehalten.

Ralf Ohlhoff, Universitätsbibliothek Freiburg im Juni 2002

Druck: Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.  
Umschlag: Druckerei Roßwog, Freiburg i. Br.  
ISSN 0179-8383 ISBN 3-928969-11-0

## **Inhalt**

<b>Zum Geleit</b>	5
<b>Geleitwort zur Ausstellung im Düsseldorfer Goethe-Museum</b>	6
<b>Zeittafel zu Johann Georg Jacobis Leben</b>	8

### **JOHANN GEORG JACOBIS FREIBURGER JAHRE (1784–1814)**

Professor der Schönen Wissenschaften	13
Protestant unter katholischen Aufklärern	19
Bürger Freiburgs	26
Ehemann und Familienvater	35
Ruhm und Nachruhm in Kunst, Dichtung und Musik	51

### **DICHTERFREUNDE**

Maria Therese von Artner ( Theone , 1772–1829)	95
Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronn (1755–1830)	99
Johann Matthias Alexander von Ecker (1766–1829)	105
Johann Peter Hebel (1760–1826)	113
Joseph Albrecht von Ittner (1754–1825)	118
Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809)	124
Karl von Rotteck (1775–1840)	133
Johann Georg Schlosser (1739–1799)	141
Friedrich Freiherr von Zinck (1753–1802)	149

### **DICHTERKREISE UM JACOBI**

Der Kreis um Johann Georg Schlosser in Emmendingen	157
Dichterkreis und Teekränzchen	163
Der Iris-Kreis und der Poet's Corner in Heitersheim	167

<b>Namenregister</b>	179
----------------------	-----



## Zum Geleit

Die Goethe-Gesellschaft Freiburg freut sich, dank des Zusammenwirkens mit dem Deutschen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität und der Universitätsbibliothek Freiburg bereits im zweiten Jahr ihres Bestehens eine so instruktive Ausstellung wie diejenige über Johann Georg Jacobi und seinen oberrheinischen Dichterkreis veranstalten zu können.

Die Ausstellung erschließt erstmals den in der Universitätsbibliothek Freiburg liegenden Nachlass des schon vor seiner Berufung an die Universität Freiburg als Dichter der empfindsamen Zeitströmung berühmten Johann Georg Jacobi. Sie erhellt ferner die Biografie und das Umfeld eines Mannes, der das geistige Leben nicht nur an der Universität, sondern auch in der Stadt Freiburg durch drei Jahrzehnte entscheidend geprägt hat. Schließlich leistet sie einen Beitrag zum geistigen Leben am Oberrhein um 1800 und ergänzt insoweit auf einem Teilgebiet die Landesausstellung *Vorderösterreich* des vergangenen Jahres.

Initiative und Durchführung der Ausstellung lagen bei Professor Dr. Achim Aurnhammer. Zusammen mit C. J. Andreas Klein sichtete er die ungedruckten Briefe und Manuskripte Jacobis. Ihr Werk *Johann Georg Jacobi – Bibliografie und Briefverzeichnis* steht unmittelbar vor dem Abschluss. Professor Aurnhammer, seinen Mitarbeitern am Deutschen Seminar und seinen Kollegen, die am Katalog mitgewirkt haben, gilt unser Dank in erster Linie. Er gilt jedoch ebenso den Vortragenden und Diskussionsteilnehmern des Kolloquiums *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus*, das Professor Aurnhammer und Professor Dr. Wilhelm Kühlmann (Heidelberg) im Vorfeld dieser Ausstellung vom 26. bis 29. März in Freiburg veranstaltet haben; wichtige Aufklärungen, die dieses Kolloquium erbracht hat, sind in die Ausstellung eingeflossen. Wir danken dem Regierungspräsidium Südbaden, namentlich Herrn Regierungspräsidenten von Ungern-Sternberg, sowie der Kulturstiftung der Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau für namhafte Zuschüsse. Ohne sie wären weder Ausstellung noch Katalog möglich gewesen, geschweige denn die Restaurierung des einzigen bekannten Jacobi-Por

träts aus der Zeit nach 1800; an den Restaurierungskosten hat sich auch die Albert-Ludwigs-Universität als Eigentümerin des von Franz Joseph Zoll stammenden Bildes beteiligt. Ohne die vielfältige, auch technische Unterstützung durch die Universitätsbibliothek fände die Ausstellung nicht statt. Wir danken schließlich den Leihgebern, die im Katalog jeweils namhaft gemacht sind; unsere Bitten trafen auf großzügiges Entgegenkommen.

Für den Vorstand der Goethe-Gesellschaft Freiburg  
Dr. Konrad Huber als Vorsitzender im Mai 2000

## **Geleitwort zur Ausstellung im Düsseldorfer Goethe-Museum**

Die Brüder Johann Georg und Friedrich Heinrich Jacobi wurden wenige Meter vom heutigen Goethe-Museum geboren als Söhne des Kaufmanns Johann Conrad Jacobi. Vielseitig interessiert, in brieflichem und persönlichem Kontakt mit allen bedeutenden Zeitgenossen, repräsentierten die Brüder viele Jahre ein Epizentrum der deutschen Aufklärung in ihrem Pempelforter Heim.

Über Johann Georgs frühe Jahre ist einiges bekannt. Die enthusiastischen Freundschafts-Briefe etwa zwischen ihm und dem zwanzig Jahre älterem Johann Wilhelm Ludwig Gleim waren unter den Zeitgenossen »berühmt-berüchtigt«, um eine Formulierung Gerhard Sauders aufzugreifen. Aber nach der Berufung als Professor der Schönen Wissenschaften 1784 an die Universität Freiburg, nahm das deutsche Geistesleben von Johann Georg Jacobi nicht mehr viel Notiz; ein Schicksal, das ähnlich auch Christoph Martin Wieland und Heinrich Wilhelm von Gerstenberg widerfuhr, die gemeinsam mit Johann Georg Jacobi um 1800 als die einzig Überlebenden der »klassischen Epoche« der deutschen Literatur gerühmt werden.

Achim Aurnhammer und C. J. Andreas Klein arbeiteten erstmals Johann Georg Jacobis letzte dreißig Lebensjahre im fernen – erst vorderösterreichischen, dann badischen – Süden literarhistorisch auf und erschlossen Vielfalt und Bandbreite der literarischen Kultur zwischen Aufklärung und Biedermeier am Oberrhein. Ihre Ergebnisse fassten sie zusammen in einer Ausstellung über Johann Georg Jacobi und seinen Oberrheinischen Dichterkreis, die vor knapp einem Jahr, vom 31. Mai bis zum 14. Juli 2000, in Freiburg mit großem Erfolg gezeigt wurde. Die Ausstellung illustriert, wie berühmt der Dichter-Professor Johann Georg Jacobi einst war. Er korrespondierte mit seinem und Goethes Schwager Johann Georg Schlosser in Emmendingen und rühmte noch vor Goethe und Jean Paul die *Allemannischen Gedichte* von Johann Peter Hebel. Das Lied »Sagt, wo sind die Veilchen hin...« machte er populär und Komponisten wie Haydn, Mozart und Schubert vertonten seine Gedichte.

Ich freue mich, die Ausstellung über Johann Georg Jacobi Freiburger Jahre jetzt in erweiterter Form in seiner Vaterstadt Düsseldorf zeigen zu können. Insbesondere die Abteilung »Ruhm und Nachruhm« ist um einige Exponate bereichert, manche davon werden ein erstes Mal gezeigt.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen  
Direktor des Goethe-Museums Düsseldorf

## Zeittafel zu Johann Georg Jacobis Leben

- 1740 Johann Georg Jacobi am 2. September in Düsseldorf als Sohn des Bankiers und Kaufmanns Johann Conrad Jacobi (1715–1788) und seiner ersten Frau Johanna Maria Jacobi, geb. Fahlmer (1713–1748). Hängt mit kindlicher Liebe an seiner Stiefmutter Maria Catharina, geb. Lausberg (1728–1763). Französische Erziehung.
- 1758 Studium der Theologie in Göttingen und der Rechtswissenschaften in Helmstedt, Magister Artium in Göttingen mit einer Dissertation bei Christian Adolph Klotz über Torquato Tasso (*Vindiciae Torquati Tassi*).
- 1764 *Poetische Versuche*, gewidmet Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz.
- 1765 Außerordentlicher Professor für Philosophie und Beredsamkeit an der Universität Halle. Neben einem »deutschen Practicum« Vorlesungen über Voltaires *Henriade* und Tassos *Befreites Jerusalem*.
- 1766 Begegnung mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Christoph Martin Wieland und Sophie von La Roche in Bad Lauchstädt.
- 1767 *Romanzen, aus dem Spanischen des Gongora übersetzt*.
- 1768 *Briefe von den Herren Gleim und Jacobi*. Canonicus mit Präbende am Mauritius- und Bonifacius-Stift in Halberstadt und Mitglied in Gleims Dichterkreis.
- 1769 *Nachtgedanken* und *Winterreise*.
- 1774 Rückkehr nach Düsseldorf. Gemeinsam mit Wilhelm Heinse Herausgabe der *Iris* (bis 1778, Goethe und Lenz unter den Beiträgern). Im väterlichen Haus in Pempelfort empfängt er gemeinsam mit seinem Bruder Johann Friedrich als Gäste Friedrich August Werthes, Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang Goethe, Johann Georg Forster, Wilhelm Heinse und Johann Georg Hamann.
- 1784 Jacobi wird auf den von Kaiser Joseph II. neu eingerichteten Lehrstuhl der Schönen Wissenschaften an die vorderösterreichische Universität Freiburg berufen. Reise nach Freiburg über Emmendingen. Besuch bei Johann Georg Schlosser, Goethes Schwager, der in zweiter Ehe mit Jacobis Tante Johanna Fahlmer verheiratet war.
- 1787 Beteiligt sich wie Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar und Johann Kaspar Lavater in Zürich an Schlossers freimaurerischer *Circularkorrespondenz*.
- 1790 Akademische Trauerrede auf den Tod Kaiser Josephs II. und das Singpiel *Der Tod des Orpheus*.
- 1791 Wahl zum Rektor der Universität Freiburg.

- 1792 Heirat der über 25 Jahre jüngeren katholischen Magd Maria Ursula Müller (1764–1840) aus St. Peter/Schwarzwald.
- 1792 Geburt des einzigen Sohnes Fritz.
- 1803 Erneute Wahl zum Rektor der Universität. Herausgabe der Freiburger *Iris* (bis 1813, Beiträge von Friedrich Gottlieb Klopstock, Friedrich und Christian zu Stolberg, Matthias Claudius, Gottlieb Konrad Pfeffel, Johann Heinrich Voß, Johann Peter Hebel).
- 1806 Reise nach München zu seinem Bruder Friedrich Heinrich.
- 1807 Großherzog Carl Friedrich von Baden ernennt Jacobi zum Hofrat. Der erste Band der Ausgabe letzter Hand erscheint (*Sämtliche Werke*, 7 Bände bis 1814, der achte Band von 1822 enthält Jacobis Biographie von Joseph Albrecht von Ittner).
- 1808 Aufnahme in die Bayerische Akademie der Wissenschaften.
- 1811 Tod des Sohnes Fritz. Friedrich Heinrich Jacobi stiftet das Grabdenkmal.
- 1812 Jacobi stellt seine Lehrtätigkeit ein.
- 1814 Am 4. Januar stirbt Jacobi. Beerdigung am 6. Januar. Sein Schüler Karl v. Rotteck hält die Trauerrede.



**JOHANN GEORG JACOBIS**  
**FREIBURGER JAHRE**  
**(1784–1814)**



## Professor der Schönen Wissenschaften

Johann Georg Jacobi wurde am 13. August 1784 durch Gottfried van Swieten, der das Unterrichtswesen im josephinischen Österreich reformierte, auf den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften an die vorderösterreichische Universität Freiburg berufen. Sein Jahresgehalt übertraf das mancher Kollegen. Warum Joseph II. ausgerechnet den Protestanten Jacobi für die katholische Universität wünschte, ist nicht geklärt. Vielleicht spielte eine Empfehlung des mit Jacobi verschwägerten Johann Georg Schlosser eine Rolle. Sicherlich steht der Ruf in unmittelbarem Zusammenhang mit der josephinischen Universitätsreform. Sie zielte auf den praktischen Nutzen der Bildung, etablierte das Deutsche als Unterrichtssprache und suchte akademischer Provinzialisierung durch Berufung international angesehener Fachvertreter entgegenzuwirken. Welchen Wert van Swieten gerade den Schönen Wissenschaften beimaß, geht aus seiner Dienst-anweisung hervor, derzufolge Jacobi den Studenten die ihnen »aufgedrungenen Wahrheiten angenehm machen« und »das Schöne nach dem Maßstabe des Wahren abzumessen« lehren sollte.

Jacobi kam als Privatier aus Düsseldorf nach Freiburg, nachdem er mit der Herausgabe der *Iris*, einer Zeitschrift für Damen, finanziell gescheitert war. Allerdings hatte er zuvor ein Jahrzehnt (1764–1774) als »Professor Extraordinarius Philosophiae et Eloquentiae« in Halle gewirkt. Besonderen Erfolg hatte dort sein »deutsches Practicum«, eine Vorlesung über die moderne deutsche Dichtung. Darin suchte Jacobi Philologie mit poetischer Praxis zu verbinden und bekannte sich zur sensualistischen Richtung eines Klopstock in der deutschen Literatur.

An die Hallenser Institution knüpfte Jacobi auch in Freiburg an, wo er erfolgreich als akademischer Lehrer wirkte. Neben seinen Vorlesungen über Ästhetik und Klassische Philologie schätzte man besonders sein »praktisches Collegium«, in dem Hörer aller Fakultäten, insbesondere Theologen, ihre Sprache und Rede üben konnten. Auch unter den Kollegen genoss Jacobi hohes Ansehen: er war mehrmals Dekan der Philosophischen Fakultät (1790/91, 1795/96 und 1800/01) und wurde 1791 sogar als erster Protestant zum Rektor der Hochschule gewählt. Dieses universitätspolitische Ereignis erregte seinerzeit so großes Aufsehen, dass Jacobi selbst auf einer Wiederholung der Wahl bestand. Die Wahl wurde bestätigt, und 1803 wurde Jacobi ein zweites Mal zum Rektor gewählt. Eine Denkschrift an den französischen Nationalkonvent, mit der Jacobi 1792 die linksrheinischen Besitzungen der Universität zu retten versuchte, sorgte bei der vorderösterreichischen Regie-

rung für Unmut. Auf diesen Vorgang bezieht sich die Äußerung des Regierungspräsidenten Joseph von Sumerau »Ich wünschte [...], Jacobi wäre mit seiner Ästhetik in Halberstadt verblieben«. Die Erwähnung Halberstadts belegt, wie bekannt Jacobis Freundschaft mit dem Halberstädter Domsekretär Johann Wilhelm Ludwig Gleim war.

Jacobi vertrat die Universität bei feierlichen Anlässen: so hielt er akademische Trauerreden auf Kaiser Joseph II. (1790) und Kaiser Leopold II. (1792). Ebenso loyal wie dem Hause Habsburg diente Jacobi auch dem Großherzogtum Baden, dem 1805 die Herrschaft über den Breisgau zufiel. »Wegen seiner rühmlichen Verdienste um die Cultur der Schönen Wissenschaften und vieljährigen der Universität Freyburg geleisteten Dienste« ernannte ihn Großherzog Carl Friedrich von Baden am 29. August 1807 zum Hofrat. In demselben Jahr wurde Jacobi wegen seiner schwachen Gesundheit erlaubt, »in seinem Hause die Kollegien [...] fortzusetzen«, im Jahre 1812 stellte er seine Lehrtätigkeit ganz ein. Als Johann Georg Jacobi am 4. Januar 1814 starb, hielt sein Schüler Karl von Rotteck, Professor für Weltgeschichte und bedeutender Repräsentant des badischen Frühliberalismus, die akademische Trauerrede. Jacobi wurde unter großer Anteilnahme auf dem Alten Friedhof bestattet. Dem Toten die letzte Ehre erwiesen auch die Potentaten, die damals zu Friedensverhandlungen in Freiburg weilten. Sie grüßten den großen Trauerzug vom Fenster aus.

Heinrich Schreiber: Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. Bd. 3. Freiburg 1860. – Ernst Walter Zeeden: Die Freiburger Philosophische Fakultät im Umbruch des 18. Jahrhunderts [...]. In: Beiträge zur Geschichte der Freiburger Philosophischen Fakultät. Hg. von Clemens Bauer u. a. Freiburg 1957, 9–139.

### **Brief von Johann Georg Jacobi an Gottfried Freiherr van Swieten vom 15. Mai 1785, Emmendingen [Auszug].**

ÖNB Wien: HSS Cod. 9717, fol. 476<sup>r-v</sup>, 478<sup>r-v</sup>

In seinem ersten Rechenschaftsbericht an van Swieten klagt Jacobi über die schlechten altsprachlichen Kenntnisse seiner Studenten.

Hochwohlgebohrner Freyherr,  
Höchstzuverehrender Herr Präsident,

Euer Excellenz verzeihen, daß ich Denenselben nicht früher von der mit meinen Schülern angestellten ersten Prüfung Rechenschaft gab. Eine kleine Unpäßlichkeit verhinderte mich daran. Ich thu' es jetzt mit der Freymüthigkeit, welche der Fortgang der mir anvertrauten Sache nothwendig fordert.

Um die Kenntniße und Fähigkeiten meiner Schüler desto gründlicher beurtheilen zu können, ließ ich die vom ersten Jahrgang aus der Aeneis, und die vom zweyten aus Virgils

Eklogen eine bereits von mir erklärte Stelle übersetzen. Unter sechs und vierzig Uebersetzungen, welche einkamen, waren nur acht, die nicht zugleich gegen die Lateinische und Deutsche Grammatik die größten Fehler enthielten. Als ich den iungen Leuten mein Mißvergnügen darüber bezeugte, klagten alle einstimmig, daß man im *Gymnasio* das Latein zu nachlässig triebe, das Deutsche beynahe gänzlich vernachlässigte, und die Lernenden überhaupt zu vielerley auf Einmahl studieren müßten, um auf jedes *Studium* den nöthigen Fleiß zu wenden. Sie gestanden mir, daß, wenn ich ihnen, selbst aus Prosaischen Autoren, leichte Stellen noch so langsam vorlese, sie den Sinn derselben nicht begriffen. [...] Was das Griechische betrifft, so ist unter allen meinen Zuhörern kein einziger im Stande, nur Eine Zeile im Plato zu verstehen. Dieser Umstand legt mir überall Hinderniße in den Weg, und macht insonderheit mir die Vergleichung der Lateinischen Schriftsteller mit den Griechischen, deren keinen ich im Original anführen darf, sehr mühselig.

### **Brief von Johann Georg Jacobi an den Rector [Menzinger] vom 12. October 1791.**

Universitätsarchiv Freiburg: Personalakte Johann Georg Jacobi, A21/33

Magnificenz,

Gestern Nachmittag überbrachte mir der Herr Syndicus die angenehme Nachricht, daß ein Wohllobliches Consistorium, durch einstimmige Wahl, mich zum Rector der hohen Schule ernannt habe. Vor Ankuft desselben war ich fest entschlossen, im Falle eine Wahl mich treffen sollte, die mir angetragne Stelle mit gehorsamstem Dank anzunehmen. Unterdeßen aber kam iemand, der sich immer als einen Freund gegen mich bewiesen hatte, und von Consistorial-Sachen wohl unterrichtet seyn kann; dieser gab mir zu verstehen, daß ein großer, wo nicht der größte Theil meiner Herren Collegen heimlich mit gedachter Wahl nicht einverstanden wäre, und mancherley Verdruß in der Zukunfth mir bevorstünde.

Mir, als einem Protestanten, muß unendlich daran liegen, vom Grund oder Ungrunde ienes Angebers auf das möglichste vergewißert zu seyn. Ich bitte daher Euer Magnificenz gehorsamst, die Wahl noch einmal ansagen zu laßen. Solle alsdann, bey wiederholter Wahl, die oben angezeigte Nachricht sich bestätigen; so nöthigt meine Art zu denken mich, das geneigte Anerbieten eines Wohlloblichen Consistoriums der allgemeinen Zufriedenheit aufzuopfern. Ich werde dennoch die Großmuth derienigen, welche, aus Schonung gegen mich, u. wegen ihrer edlen, toleranten Gesinnungen, ihre Stimmen mir öffentlich nicht verweigern wollten, immer erkennen u. verehren.

Sollte ich im Gegentheil fälschlich berichtet worden seyn, und auf das herzliche Zutrauen meiner Herren Collegen rechnen können; so nehme ich das Amt, das Sie mir übergeben wollen, mit Vergnügen an, und gelobe, alles zu thun, was in meinen Kräften ist, um ienes Zutrauen einigermassen zu verdienen.

Seyn Sie von meiner Treue und meinem Eifer für das Beste eines so verehrungswürdigen Collegiums, welches meine gerechte Sorgsamkeit mir zu gute halten wird, eben so versichert, wie von der vollkommensten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Euer Magnificenz

Freyburg, den 12. Octob.  
1791.

ehorsamster Diener  
J. G. Jacobi.

### **Amtskette des Rektors aus dem Jahr 1768.**

Kunstinventar Universität Freiburg: VI/3

Die Wiener Zentralgewalt hatte im 18. Jahrhundert immer wieder Schwierigkeiten, ihre Anweisungen in den vorderösterreichischen Provinzen durchzusetzen. Das Konterfei der Kaiserin Maria Theresia erinnerte den Rektor daran, wem er unterstand. Die Rückseite zeigt einen zweischweifigen Löwen, der ein österreichisches Wappenschild hält.

### **Ein protestantischer Rector einer katholischen Universität. In: [Freyburger] Beyträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie. Hg. von einem katholischen Selbstdenker [Johann Caspar Ruef]. Bd. 6. Ulm (Wohler) 1792, 168f.**

UB Freiburg: N 892,a-6

Die Universität hatte in der Versammlung der Breisgauischen Landstände einen Sitz in der Gruppe der Prälaten. Daher vertrat Jacobi als protestantischer Rector die Universität unter den Geistlichen. Diese Konstellation erregte bei den Zeitgenossen Aufsehen. Die *Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie*, ein wichtiges Periodikum der katholischen Aufklärung in Freiburg, feierten das Ereignis als bedeutende Reform.

#### Ein protestantischer Rector einer katholischen Universität

Jst ein bisher noch nie gesehenes Phänomen! Zu Freyburg im Breisgau wurde zu Ende des Octobers [1791] Herr Professor *Jacobi*, der bekanntermaßen ein Protestant ist, einhällig zum *Universitätsdirektor* für dieses Schuljahr gewählt, und wird, nachdem die Universität unlängst zum Breisgauischen Landstande ist erhoben worden, als ihr Repräsentant, noch dieses Jahr unter den Breisgauischen Prälaten Besitz nehmen. Der bescheidene Mann trug anfangs Bedenken, das Rectorat anzunehmen, zumal nachdem sich jemand die überflüssige Mühe gegeben hatte, ihn zu bereden, daß diese Wahl mehr für ein *Compliment*, als für wirklichen *Ernst* anzusehen, und am allerwenigsten der theologischen Facultät erwünschlich seyn dürfte, indem *katholischen* Geistlichen ein *protestantischer* Rector unmöglich behagen könne. Herr Professor *Jacobi* ließ sich in der That dadurch verleiten, dem akademischen Consistorium für die ihm zuge dachte Ehre zu danken, und demselben die Bedenklichkeiten, warum er sich zur Annahme dieser Würde nicht entschließen könne, zu eröffnen.

Allein der damalige Rector, Herr Professor *Menzinger*, ließ es dabey nicht bewenden; sondern rief

die Professores von neuem zusammen; that an das Consistorium die Frage: Ob jemand mit der auf Herrn *Jacobi* neulich gefallenen Wahl nicht einverstanden sey, und verlangte, daß noch einmal einzeln votirt werden sollte. Da waren die Mitglieder der theologischen Facultät die ersten, die ihr Befremden darüber zu erkennen gaben, und sich laut erklärten, daß sie gegen diese Wahl nicht nur nichts einzuwenden hätten, sondern aufrichtig Herrn Prof. *Jacobi* als Rector zu sehen wünschten. Die nämliche Erklärung thaten alle übrigen Professores, und so wurde Herr *Jacobi* zum zweytenmale einstimmig zum Rector gewählt. Man

kam nun überein, Herrn *Jacobi* melden zu lassen, daß das Consistorium versammelt sey, und ihn mit Sehnsucht erwarte. Er versprach, unverzüglich zu erscheinen. Die Saalthüre gieng auf; *Jacobi* trat herein; *Menzinger* rief ihm entgegen: *Willkommen in unserm Gremium! Sie sind unser Rector, Sie müssen unser Rector seyn!* Alle wiederholten den Zuruf; Zufriedenheit und Vergnügen war auf Aller Gesichtern zu lesen, und der vortreffliche, allgemein geliebte *Jacobi* wurde durch diesen Auftritt so gerührt, daß er diesen Tag unter die schönsten seines Lebens zählt.

### Trauerrede auf Joseph den Zweyten [...] von J. G. Jacobi. Freiburg (Satron) 1790.

UB Freiburg: Nachlass Jacobi II C (mit Besitzvermerk von Jacobis Hand: »Marie Ursula Miller«)

Seine *Trauerrede auf Joseph den Zweyten* eröffnet *Jacobi* mit einer autobiografischen Reminiscenz: »Ich war einer der ersten, an welchen der aufgeklärte Monarch thätig bewies, daß Er entschlossen sey, verjährte Vorurtheile zu verbannen, und die mit der ächten Religion verschwisterte Duldung neben sich auf den Thron zu setzen« (2f.). *Jacobi*s Herrscherlob übergeht strittige Modernisierungen wie die Klosterreform *Josephs* und gipfelt in einer pathetischen Verteidigung der Künste und Empfindsamkeit: »Ich schäme mich, denen zu antworten, welche tiefes, lebhaftes Gefühl des Guten und Schönen *Empfindeley* nennen, und Schwärmer diejenigen, die von ganzer Seele daran hängen. Wollte Gott, ich könnte alles Feuer meiner Jugend in meine Brust zurückflehen, um zu erwärmen die Herzen, die von Tage zu Tage kälter werden, um aufzuwecken aus ihrem Todesschlaf die besten Empfindungen der Menschheit, damit neues Leben mit ihnen auferstünde, neuer Drang die Herzen erfüllt zu dem, was ausser dem gemeinen Gesichtskreise liegt!« (27f.)

**Trauerrede**  
auf  
**Joseph den Zweyten,**  
Röm. Kaiser, und König.

Gehalten im großen Hörsaal  
der hohen Schule zu Freyburg  
im Breisgau

von  
**J. G. Jacobi,**  
Doctor der Philosophie, ordentl. öffentl. Lehrer  
der schönen Wissenschaften.

---



---

Freyburg im Breisgau,  
gedruckt mit Satron'schen Schriften.  
Auf Kosten der Universität.

1 7 9 0.

**Johann Georg Schlosser: Anzeige von Herrn Professor Jacobis zu Freiburg Trauerrede auf den Kaiser Joseph den II. Samt einem Vorschlag, wie die Trauerreden bei den Todesfeierlichkeiten verstorbenen Regenten am besten einzurichten sein mögten. In: Neues Deutsches Museum 3 (1790), 1053–1082.**

UB Freiburg: A 9062,a–3.1790

Johann Georg Schlosser reagiert mit seinem Aufsatz auf die akademische Trauerrede, die Johann Georg Jacobi zu Josephs II. Tod hielt. Schlosser schließt sich hier nicht dem traditionellen Herrscherlob an, sondern distanziert sich vehement von den allgemein kursierenden Trauerreden auf Joseph II. Statt dessen möchte er mit seiner Schrift ein Vademecum geben, wie man generell den Tod der Regenten zu zelebrieren habe. Schlosser plädiert für Ermahnungsreden an das Volk, die die Grundlage bilden sollen für eine Volkspädagogik, bei der das Volk Zögling und Erzieher zugleich ist – und zwar sowohl Erzieher seiner selbst als auch Erzieher seines Herrschers. Mit Freimaurerpathos wendet sich Schlosser gegen diejenigen Fürstenerzieher, die, »wo sie Menschen bilden sollten, nur Monarchen bildeten« (1071). Dem Josephinismus steht Schlosser kritisch gegenüber, da er für ihn zu einseitig und radikal auf Rationalität setzt und Belange der Religion und des Gefühls hintansetzt.

## Protestant unter katholischen Aufklärern

### Frischer Wind aus Wien oder die Freiburger Aufklärung

Jacobis Freiburger Professur fällt in eine der geistig lebendigsten Zeiten, welche die Schwarzwaldmetropole erlebt hat. Kaiserin Maria Theresia hatte die alte Geistlichkeit der Universität bereits 1768 endgültig in die Knie gezwungen, und dank Joseph II. wehte nicht mehr nur der Höllentäler durch die Stadt, sondern eine freimüthige Brise aus Wien. Der Josephinismus wirbelte 1773 selbst die Jesuiten aus der Stadt und trug neue Geister herbei, die ihrerseits energisch für Kaiser und Aufklärung Sturm bliesen.

Besonders engagiert war Johann Caspar Ruef (1748–1825), Bibliothekar der Universität, später Rektor des akademischen Gymnasiums. Mit seiner Zeitschrift *Der Freymüthige* (1783–1787) schuf er den Freiburger Aufklärern ein literarisches Organ, das mit schonungsloser Offenheit alles anging, was sich dem Josephinismus entgegenstellte. Gesellschaftliche Breitenwirkung erzielte die Zeitschrift aber nicht, da sie sich im Laufe ihrer kurzen Geschichte immer mehr in spitzfindigen theologischen Diskussionen verzettelte. Der schroffe Ton der Zeitschrift verstimmte schließlich auch die Obrigkeit, so dass die Zeitschrift 1793 endgültig verboten wurde. Auch der Nachfolger des *Freymüthigen*, die *Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie* (1788–1793), blieb eine theologische Fachzeitschrift, doch führte die Aufklärung in Freiburg zu einer einschneidenden Bildungsreform. So erhielt Freiburg schließlich eine moderne und liberale Universität sowie eine Theologische Fakultät, die ihrer Zeit voraus war.

Die volksaufklärerischen Bestrebungen stießen dagegen bei einfachen Menschen auf Unverständnis. Der Versuch, den Aberglauben auszutreiben, führte häufig zu Widerstand. Immer wieder rotteten sich aufgebrachte Gläubige zusammen; regierungsamtliche Verbote wurden missachtet, gesperrte Wallfahrtsplätze und Kapellen eigenmächtig wieder geöffnet, verbotene Processionen und Wallfahrten in den Kommunen notfalls gewaltsam durchgesetzt. In dem Maße, wie die Regierung das Unverständnis der Bevölkerung mit noch unverständlicheren Maßnahmen und Verboten beantwortete, trieb sie das Volk geradezu in die Arme der Geistlichkeit. Denn Mönche und Kleriker waren zwar reaktionär, aber volksnah.

Neben den neuen Köpfen behauptete sich in Freiburg auch außerhalb der Kirche weiterhin ein antiaufklärerischer Konservativismus. Die Auflösung des

Jesuitenordens 1773 bedeutete zunächst kaum mehr als einen formalen Akt. Zwar wurden die Jesuiten endgültig aus der Theologischen Fakultät der Universität verdrängt, aber in der philosophischen Fakultät und am akademischen Gymnasium veränderte sich personell zunächst nichts. Zwar gab es keine Jesuiten mehr, dafür aber überall Exjesuiten, die keineswegs alle für die Aufklärung eintraten.

Einer der prominentesten Repräsentanten des Konservatismus war Heinrich Sautier (1746–1810). Er entstammte einer wohlhabenden Freiburger Familie und hatte wie sein Kollege Ignaz Felner gerade sein Lehramt am akademischen Gymnasium angetreten, als der Jesuitenorden aufgelöst wurde. Anders als Felner ergriff Sautier Partei für die Gegenaufklärung. Bereits 1784 erschienen unter dem Pseudonym Erich Servati seine *Freymüthigen Anmerkungen zum Freymüthigen*, eine scharfe Polemik, die alle Blößen und Halbherzigkeiten der Freiburger Aufklärung geißelte. Das antiaufklärerische Pamphlet wurde weit über Freiburg hinaus bekannt. Als Sautiers Autorschaft feststand, folgte eine regelrechte Literaturfehde zwischen ihm und den Aufklärern, die bis 1791 andauerte.

In diese bewegte Zeit fällt Jacobis Wirken in Freiburg. Dass Jacobi heute meist als unpolitischer Schöngeist gilt, muss unter diesem Aspekt relativiert werden. Verglichen mit den radikalen Aufklärern oder den späteren Liberalen wie Rotteck, hielt sich Jacobi sicherlich politisch zurück, aber als Protestant im katholischen Freiburg war er schon an sich ein Stein des Anstoßes. Hinzu kam, dass er mit seinem ästhetischen Programm auf seine Weise den Josephinismus vorantrieb. Nicht wenige Frauen besuchten seine Vorlesungen und lasen seine ästhetischen Schriften, statt Betstunden und Rosenkränze abzuhalten. So war Jacobi allen den Geistlichen ein Dorn im Auge, die gerade auf diese Gläubigen bauten und nun ihren Einfluss auf die weiblichen Kirchenbesucher zunehmend schwinden sahen.

### ***Die Wallfahrt nach Compostel (1791)***

Als Jacobi im Jahr 1791 seine *Wallfahrt nach Compostel* aufführen ließ, hatte bereits eine Kehrtwende eingesetzt. Nach dem Tod Josephs II. war man in Wien bald auf alte Bahnen eingeschwenkt. Mit dem äusseren Druck durch die französischen Revolutionsarmeen wurde auch die innere Reaktion immer stärker. Unter politischen Druck geriet auch der frankophile Protestant Jacobi, obwohl ihn der Senat 1791 demonstrativ zum Rektor der Universität gewählt hatte. Jacobis Einakter schürte den politischen Unmut der antiaufklärerischen Partei.

Zur Handlung: Clärchen, die Tochter des Dorfwirtes Jacob und der Frömmlerin Gertrud, hatte sich in den jungen Dragoner Carl verliebt und ihn heimlich geküsst. Ein Blitz, der gleichzeitig in einen nahen Baum einschlug, wurde von ihr, ihrer Mutter und dem einfältigen Waldbruder Martin als Zeichen göttlichen Zornes gedeutet, das nach Buße verlange. Gegen den Willen des Vaters brach Clärchen in Begleitung des Waldbruders zur Pilgerreise auf.

Das Stück setzt zu der Zeit ein, als man die beiden Pilger zurückerwartet, und zwar mit einer handgreiflichen Eheszene: Jacob und Gertrud machen sich gegenseitig größte Vorwürfe wegen der Pilgerreise ihrer Tochter. Als der Streit am heftigsten ist, tritt Carl ein, um seinen Leutnant, den spöttischen Flitterbach, anzumelden. Alleingelassen hecken Jacob und Carl einen Plan aus, um Clärchen von ihrer »Andächteley« zu heilen: Noch im Pilgerkleid soll Clärchen aus freien Stücken Carl nochmals küssen, so dass ihre Wallfahrt ungültig wird.

Kaum ist dieser Plan gefasst, kommt auch schon Leutnant Flitterbach und meldet die beiden Pilger. Kurz darauf erscheint der Waldbruder Martin, um Jacob für seine Tochter um Verzeihung zu bitten, weil das Mädchen selbst aus Furcht zurückgeblieben ist, um die väterliche Vergebung abzuwarten. Carl macht sich sofort auf den Weg zu Clärchen. Inzwischen neckt Flitterbach den Waldbruder, indem er ihm Carls Plan verrät. Der Waldbruder bürgt für Clärchens Standhaftigkeit. Darauf beschließt man, Clärchen und Carl heimlich im Gebüsch aufzulauern, um in Erfahrung zu bringen, ob die Pilgerin standhaft bleibt, oder ob ihre Gefühle für Carl stärker sind.

In der Zwischenzeit sind Carl und Clärchen zusammengetroffen. Clärchen leistet anfangs großen Widerstand, doch Carls (teils gespielte) Liebesklage macht sie mitleidig, schließlich leidenschaftlich. Carl erhält zuletzt den erwünschten Kuss, woraufhin Leutnant Flitterbach aus dem Gebüsch laut applaudiert. Er und die anderen kommen nun aus ihrem Versteck hervor: Vater Jacob versöhnt sich mit Clärchen und seiner Frau. Abschließend wird ein Heiratstermin vereinbart, und alle sind glücklich und zufrieden – selbst Bruder Martin, der angesichts dieser Wendung eingesteht, dass man sich die Wallfahrt hätte sparen können.

So harmlos *Die Wallfahrt nach Compostel* dem heutigen Leser erscheint, so groß war die Empörung bei den Zeitgenossen. Von der negativen Resonanz erfahren wir durch einen Artikel aus den *Freyburger Beyträgen* von 1791. Dort verteidigt Ruef, wohl in Absprache mit Jacobi, das Theaterstück. Er weist darin Vorwürfe gegen das Stück zurück und legt die wahren Intentionen des Autors dar. Die Kritik gleich nach der ersten Aufführung lautete nach Ruef: »Ein Protestant habe die katholische Religion angetastet, und

lächerlich zu machen gesucht« (Beyträge, 150). Auf Ablehnung stieß vor allem die Kritik am Wallfahrtswesen. Auch der einfältige Waldbruder Martin wurde als Spott auf das Ordenswesen verstanden. Die Reaktionen waren heftig. Ein General drohte sogar damit, Jacobi und die Doblorsche Schauspielertruppe in Wien anzuzeigen, falls das Stück nochmals aufgeführt werde. Auch die Freiburger Zensur nahm sich des Stückes an, konnte daran aber nichts Anstößiges finden und gab es daher wieder frei. Über eine weitere Aufführung ist nichts bekannt.

Unverständlich ist die zeitgenössische Reaktion auf Jacobis *Wallfahrt* nicht. Denn das Stück vertritt eine protestantisch-aufklärerische Position, die bürgerliche Tugenden wie Loyalität zu Familie und Staat der Religion überordnet. Jacobi stellt Clärchens Vater Jacob dem Heiligen Jacob von Compostela gegenüber: Clärchen handelt falsch und unvernünftig, weil sie sich gegen ihren leiblichen Vater und für den Heiligen im fernen Compostela entscheidet. Ihre Reise ist unnützlich, ihr Motiv abergläubisch. Seiner Frau Gertrud sagt Jacob, statt in der Kirche zu beten, solle man lieber fleißig arbeiten; religiöser Eifer nütze nichts, wenn er durch Zänkerei und Geiz im Alltag entwertet werde. Darin folgt das Stück Christian Fürchtegott Gellerts aufklärerischem Erziehungskonzept für das rührende Lustspiel. Parallelen zu Gellerts *Bethschwester* (1745) sind nicht zu übersehen. Gleichzeitig liegt Jacobi damit auf der Linie des Josephinismus: Religiosität muss dem Gemeinwohl nutzen.

Die Zeitgenossen konnten Jacobis Lustspiel leicht als Parodie auf die Freiburger Zustände deuten: Der Waldbruder Martin etwa spielt an auf den prominenten Abt Martin Gerbert von St. Blasien; dass ein Blitzschlag die Wallfahrt auslöst, hängt sicher mit dem Verbot des Wetterläutens gegen Blitzschläge zusammen, das 1783 im Breisgau zu Volksaufständen führte.

Heinrich Amann: Erinnerungen an Dr. Kaspar Ruef. Freiburg 1836. – Beiträge zur Geschichte der Freiburger Philosophischen Fakultät. Hg. von Clemens Bauer, Ernst Walter Zeeden: Die Freiburger Philosophische Fakultät im Umbruch des 18. Jahrhunderts [...]. In: Beiträge zur Geschichte der Freiburger Philosophischen Fakultät. Hg. von Clemens Bauer u. a. Freiburg 1957, 9–139 – Anton Retzbach: Heinrich Sautier. Ein Volksschriftsteller und Pionier der sozialen Arbeit 1746–1810. Freiburg 1919. – Walter E. Schäfer: Die Wallfahrt nach Compostel. In: Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus (in Vorb.). – Heinrich Schreiber: Geschichte der Universität Freiburg. 3 Bde. Freiburg 1857–1860. – Erich Servati: Freymüthige Anmerkungen zum Freymüthigen. Eine Freyburger Monatsschrift. Freiburg 1784. – Dieter Speck: Freiburg, eine (vorder-)österreichische Universität. In: Vorderösterreich nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Habsburger im deutschen Südwesten. Hg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Ulm 1999, 237–251. – Johann Baptist Trenkle: Freiburg's gesellschaftliche, theatralische und musikalische Institute und Unterhaltungen und deren Entwicklung vom Jahre 1770 bis zur Gegenwart. Freiburg 1856.

**Unbezeichneter Kupferstich von Johann Caspar Ruef (1748–1825).**

Universität Freiburg

Aus der Vignette blickt uns Johann Caspar Ruef entgegen, Doktor der Rechte, Universitätsbibliothekar und späterer Rektor des akademischen Gymnasiums. Leger lehnt er sich über seine Stuhllehne. Er hat sich dem Betrachter zugewandt, die Feder gezückt in der rechten Hand, als verfasste er gerade einen neuen Aufklärungsartikel. Der efeumrankte Rahmen lässt das Porträt wie einen Blick ins Fenster wirken.



**Johann Georg Jacobi an Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Emmendingen, 25. März 1785, 2 Dbl. 18,5 x 12,1 cm, 7 S. beschr.**

Gleimhaus Halberstadt: Hs. A 1705

In seinem ersten großen Bericht an den Freund im geliebten Halberstadt geht Jacobi auch auf seine Kollegen ein:

Meine Kollegen an der Universität, die Philosophen üben wieder hauptsächlich das Gedächtnis ihrer Zuhörer, denen es nachher unendlich schwer fällt, etwas zu begreifen, das von der ihnen eingekeilten Schul-Philosophie abweicht. Nun kostet es nicht wenig Kunst, daß ich mich ihnen deutlich mache, und Lust u nd Muth in sie bringe, *selber* zu denken. Diese Schwierigkeiten aber schrecken mich nicht ab; sondern ich freue mich um so mehr, in Freyburg zu seyn, als man dort eines Mannes, der sein Werk mit Liebe thut, vorzüglich bedarf. Auch habe ich bereits einige gute Köpfe gefunden, welche meine Arbeit mir belohnen sollen. Insonderheit hoffe ich, die besten unter den iungen Theologen, den künftigen Pfarrherren, zu gewinnen, unter denen ich würrklich ein Paar getreue Jünger habe; u nd dann ist meine Erndte groß.

Ich sehe, lieber Gleim, daß ich unvermerkt ins Erzählen gekommen bin; ich will also nur fortfahren. Gottlob kann ich Ihnen betheuern, daß ich in meiner neuen Lage noch immer vergnügt bin. Wo ich hin komme, wird mir auf das freundschaftlichste begegnet, u(nd) ie genauer ich die Verfaßung der Universität u nd die Leute kennen lerne, desto fester werde ich überzeugt, daß nicht das mindeste für mich zu fürchten ist. Ex-Jesuiten u(nd) Mönche sind gänzlich entwaffnet; die Profeßoren der Theologie sind zum Theil

weniger Catholisch, als Luther; reden u nd schreiben mit einer Freymüthigkeit, über deren Duldung man sich wundern muß; u nd ich habe ihnen schon gesagt, daß, wenn die Römisch-Catholische Kirche zwischen ihnen u nd mir entscheiden sollte, sie mich für den geringsten Ketzler erklären würde. Die andern bekümmern sich, außer dem *Collegio*, wenig um ihre Theologie. Ueberhaupt ist in Freyburg eine gewaltige Gleichgültigkeit gegen Religion. Auch in dieser Rücksicht hoffe ich, meinen Schülern nützlich zu seyn, indem ich öfter Gelegenheit nehme, ihnen die vom Kirchen-System unabhängige, reinere Christus-Religion in ihrer Schönheit darzustellen.

**Johann Georg Jacobi: Die Wallfahrt nach Compostel (1791). In: Ders.: Sämmtliche Werke. Bd. 4. Zürich (Orell und Füßli) 1810, 154–188.**

Privatbesitz

Jacobi schrieb diesen Einakter im Herbst 1791 für die Doblersche Schauspieltruppe. Schon die erste Aufführung erregte Aufsehen. Die Komisierung des Wallfahrtswesens empörte vor allem die gegenaufklärerische Partei in Freiburg. Jacobi nahm das umstrittene Lustspiel aber in seine Werkausgabe auf und verteidigte in einer Vorrede seine harmlosen Absichten (ebd. 151–154).

**Johann Georg Jacobi: Der Namenstag. In: Iris 1811, 125–131.**

UB Freiburg: E 5144–9 (Rara)

Der Brief an seinen Freund Joseph Albrecht von Ittner zeigt, mit welcher Selbstverständlichkeit – und leiser Ironie – der Dichter sich an seine katholische Umgebung anzupassen wusste. Allerdings kam Jacobi nicht erst in Freiburg mit katholischen Bräuchen in Berührung. Er wurde von einem katholischen Dienstmädchen erzogen und beschwor bereits in seinem frühen Werk gern die Aussöhnung zwischen den Konfessionen als Bild für die himmlische Harmonie.

Der Namenstag.

An den Herrn Geheimenrath von Ittner,  
bevollmächtigten Minister in Schweiz.

Freyburg, den 26. April 1810.

Warum, mein Verehrungswürdiger, mußten Sie am 23. d[ieses Monats] uns fehlen? Nicht nur meine Familie, sondern der ganze Zirkel meiner Freunde und Freundinnen feyerte, wie gewöhnlich, meinen Namenstag, und gern hätten wir Sie, mit Ihrer frohen Laune, in unsrer Mitte gehabt. Auch wäre dann zu den übrigen Gaben, die ich empfang, noch ein Lateinisches oder Griechisches Distichon hinzugekommen. Es war für mich und die Meinigen wieder ein schöner Tag, und von neuem freute michs, daß ich seit meinem Aufenthalt in Freyburg im Besitz eines Namenstages bin, da ich zuvor, wie es in vielen Ländern üblich ist, nur einen Geburtstag hatte. Freylich ist dieser wichtiger, als jener, weil

man seinen Namen nicht eher erhält, bis man geboren ist, und nur die Philosophen dann und wann einem Ding eine Benennung geben, das sich weder im Himmel noch auf Erden findet, auch wohl niemals finden wird. Indessen bleibt die Namensfeyer eine löbliche Sitte, selbst für diejenigen, die, gleich mir, keinem Heiligen als Namenspatron sich anbefehlen können, oder denen ihr Patron so wenig seyn kann, als mir mein Namensverwandter, der muthige Ritter *St. Georg*; denn, ob ich gleich in meiner Jugend den besten Willen gehabt hätte, so wie er, ein hübsches Mädchen zu befreuen, so weiß ich doch nicht, wie der Kampf mit dem Lindwurm ausgefallen wäre. Unmöglich kann uns der Name gleichgültig seyn, bey welchem wir, in den frühesten Jahren, von Aeltern, Geschwistern und Gespielen genannt wurden; diesen Laut, den wir, mit den Worten *Vater* und *Mutter*, zuerst von andern unterscheiden lernten. Noch in spätern Jahren tönet in ihm etwas von der Liebe und Freude, des Mitleids und der Warnung, womit die treuen Gefährten unsrer Kindheit ihn aussprachen; und nicht selten weckt er dieses oder jenes süße Andenken auf, das im Dunkel der Vergangenheit schlummert. Wenn Einige deswegen lieber die Geburts= als Namenstage gefeyert wissen wollen, weil erstere den Wenigsten ausser der Familie bekannt sind, folglich auf den häuslichen Kreis sich einschränken; an den letzteren aber Viele Theil nehmen, mit denen man in keiner genauen Verbindung steht; so bin ich nicht dieser Meinung. Ich betrachte die Besuche bey dergleichen Gelegenheiten, sobald sie nicht steifes Hof=Ceremoniel sind, wie die *Terminalien* der alten Römer, da die Gränz=Nachbarn zusammen kamen, und man, nebst den größern Streitigkeiten, die geringern Zwiste beylegte, zuweilen auch geheimen Groll besänftigte. Giebt es doch im menschlichen Leben der kleinen Mißverständnisse, der unwillkührlichen Beleidigungen, der Anlässe zu falschem Argwohn so viel; und wie manches schon ist, an Freuden= und Ehrentagen, durch eine wohlwollende Miene, durch eine dargereichte Hand, in ein milderes Licht gestellt, ausgesöhnt, in Vergessenheit gebracht worden. Oft sogar scheint eine bloße Glückwünschungskarte, mit rothen Herzen bezeichnet, einem freundlich zuzulächeln, und zu sagen: Laß uns wieder Freunde seyn! – Aber ist es nicht, als wollte ich durch ein Programm über Namenstage Ihnen den meinigen, der vorüber ist, hinten noch ankündigen? Genug also, der Tag wurde gefeyert, so herrlich gefeyert, daß er mir oft in der Erinnerung von neuem aufgehen, und, wenn eine trübe Stunde naht, sie durch einen Widerschein erhellen wird.

Gleich bey dem Erwachen ahndeten mir die Freuden, die mir bevorstuhnden. [...]

## Bürger Freiburgs

In den dreißig Jahren, die Jacobi seit seiner Ernennung zum Professor bis zu seinem Tod in Freiburg lebte und lehrte, prägte er nicht nur das akademische, sondern auch das kulturelle Leben der Stadt. Er förderte das städtische Theater und die Lesegesellschaft, nahm an privaten und öffentlichen Feiern der Bürgerschaft teil und stärkte mit seinen Freiburg- und Schwarzwalddichtungen die regionale Identität des Breisgaus über die Herrschaftswchsel vom Haus Habsburg zum Haus Baden hinweg.

## Stadttheater

Maßgeblich bereicherte Jacobi das städtische Theaterleben. Seit 1785 verfügte Freiburg über eine ständige Schaubühne, die der Magistrat im zweiten Stock der alten Metzsig hatte einrichten lassen. Das Repertoire der wandernden Schauspielertruppen, die in Freiburgs neuem Theater gastierten, entspricht der historisierend-sentimentalen Geschmacksmode um 1800: aufgeführt wurden nicht Goethe und selten Schiller, sondern populäre Dramen wie Joseph Marius Babos Ritterstück *Otto von Wittelsbach*, Otto Heinrich von Gemmingens sentimentales Familiengemälde *Der deutsche Hausvater* und vor allem Erfolgsstücke August Friedrich Ferdinand von Kotzebues (*Der Graf von Burgund* oder *Die silberne Hochzeit*). Für das Freiburger Theater verfasste Jacobi neben eigenen Stücken auch zahlreiche Prologe oder Epiloge, mit denen die jährliche Theatersaison eröffnet und beschlossen wurde. In diesen Begrüßungs- und Abschiedsreden nimmt Jacobi weniger auf das jeweilige Theaterprogramm Bezug, als vielmehr auf den *Genius loci*: den Kunstsinn Freiburgs und seines Publikums preist er in höchsten Tönen. Nicht selten nutzte Jacobi das Theater auch zur Ehrung hoher Würdenträger. So feierte er 1795 den Sieg des kaiserlichen Generals Graf Dagobert Sigismund Wurmser mit der österreichischen Armee am Oberrhein durch einen Prolog im Theater ebenso, wie er 1807 zum Geburtstag des Großherzogs Karl Friedrich von Baden die Aufführung von Friedrich Julius Wilhelm Zieglers *Fürstengröße* um ein Ehrengedicht bereicherte.

## Lesegesellschaft Museum

Auch an der Gründung der Freiburger Lesegesellschaft, des sogenannten Museums, war Jacobi beteiligt. Sie kam »auf Wunsch so vieler aufgeklärter und wißbegieriger Einwohner der hiesigen Stadt [...] zu Stande«. Ihr Ziel war eine repräsentative Sammlung der »interessantesten« Journale, Zeitschriften und neuen Bücher, um selbst »den Gehalt und Werth derselben prüfen zu können, und [...] damit einen geistvollen Umgang zu verbinden« (Prospectus eines zu errichtenden Museums). Die noch heute bestehende Museumsgesellschaft zählte bereits vor ihrer offiziellen Gründung am 1. Januar 1807 über 100 Mitglieder und prägte nachhaltig die literarische Kultur Freiburgs im 19. Jahrhundert. Zu ihren Beständen zählte selbstverständlich auch Jacobis *Iris*.

## Kommunale Gelegenheitsdichtungen

Jacobi fühlte sich durchaus als Freiburger Bürger. Ironisch schildert er, wie seine Mitbürger bei ihm Gedichte zu feierlichen Gelegenheiten bestellen. »Kunden«, die in ihm nur den »bezahlten Gelegenheitsdichter« sehen, weist er ab und kommt zu dem Schluss, es habe auch sein Gutes, »der Poet im Dorfe zu sein«. Das soziale Engagement des Dichters bejaht er ausdrücklich unter Hinweis auf sein klassisches Vorbild Horaz. Familiäre Bindungen und Pietät zu fördern, erachtet Jacobi ebenso als Aufgabe des Dichters, wie an kommunalen Feiern und Volksfesten mitzuwirken und sie mit seinen Dichtungen zu veredeln. Mehr noch: Jacobi interessierte sich für kommunale Traditionen und gab etwa eine volkscundlich wertvolle Beschreibung des Oberlindenfestes. Obwohl sich Jacobi als unpolitischen Menschen bezeichnet, verschließt er nicht die Augen vor dem unverschuldeten Leid seiner Mitbürger in den Revolutionskriegen. So schrieb er aus Anlass der Kriegsnot in Breisach und im benachbarten Kaiserstuhl Gedichte, die auf Kosten der Landstände gedruckt wurden und zur Hilfe aufriefen (*Bitte an gute Menschen für die unglücklichen Einwohner von Breysach, Achkarren und einigen anderen benachbarten Orten* aus dem Jahre 1799). Aber auch bei Volksfesten und repräsentativen Kommunalfeiern wirkte er bereitwillig mit.

Zu seiner Rolle eines »Poeten im Dorfe« passt auch, dass Jacobi der *Freyburger Zeitung* zum Jahresbeginn mehrere Neujahrsgedichte beisteuerte, in denen er die kommunale Identität bestärkte. Auch mit den Freiburg- und Schwarzwalddichtungen, die sein Alterwerk prägen, dürfte Jacobi wesentlich zu einer regionalen Identität des Breisgaus beigetragen zu haben.

Im letzten Lebensjahr wurde sogar der irenische Jacobi von der allgemeinen nationalen Begeisterung angesteckt. Freiburg war seit 1813 wichtiger Sammelplatz und Durchgangslager für die Soldaten der Befreiungskriege; zeitweise waren etwa 300 000 Soldaten einquartiert, und vom Dezember 1813 bis Januar 1814 trafen sich hier die Oberbefehlshaber der antinapoleonischen Verbündeten: neben diversen Ministern und Fürsten Zar Alexander I., der preußische König Friedrich III. und Kaiser Franz I. von Österreich. Jacobis letztes Neujahrsgedicht, kurz vor seinem Tod verfasst, ist ein patriotisches Bekenntnis zu den Befreiungskriegen.

Unter den Augen der Potentaten und unter großer Anteilnahme der Freiburger Bürgerschaft wurde Jacobi am 6. Januar 1814 beerdigt; ein einfaches eisernes Grabkreuz, das an das eiserne Kreuz der Befreiungskriege erinnert, bezeichnet seine Grabstätte auf dem Alten Friedhof.

Georg Emme: Die Freiburger Museumsgesellschaft: Beispiel eines Vereins im badischen Vormärz. Magisterarbeit (masch.) Universität Freiburg 1993. – Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Hg. von Heiko Haumann und Hans Schadek. Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992. – Wolfgang Hug: Aus der Geschichte der Freiburger Museumsgesellschaft. In: Festschrift 175 Jahre Museumsgesellschaft Freiburg i. Br. e. V. 1807–1982. Hg. von Rolf Elble. Freiburg 1982, 13–34. – Wilhelm Schlang: Die Museumsgesellschaft zu Freiburg i. B. 1807–1907. Freiburg 1907. – Wilhelm Schlang und Otto Ritter v. Maurer: Das Freiburger Theater. Ein Stück deutschen Gemüts- und Geisteslebens. Freiburg 1910. – Johann Baptist Trenkle: Freiburgs gesellschaftliche, theatralische und musikalische Institute und Unterhaltungen und deren Entwicklung vom Jahre 1770 bis zur Gegenwart. Freiburg 1856.

**Johann Georg Jacobi: Epilog zur silbernen Hochzeit von Kotzebue. In: Allgemeines Intelligenz- oder Wochen-Blatt für das Land Breisgau und die Ortenau [Freyburger Zeitung], 25. März 1806, Nr. 24, 218f.**

UB Freiburg

In der Theatersaison 1806/07 gastierte die Sohmsche Gesellschaft in Freiburg. Sie beschloss ihren Freiburger Aufenthalt mit einer Inszenierung von Kotzebues Erfolgsstück *Die silberne Hochzeit*. Jacobi verfasste dazu einen Epilog, den Frau Sohm »mit tiefer Rührung« rezitierte. Die Abschiedsrede, ein Rollengedicht aus der Sicht der Schauspieltruppe, ist eine Huldigung an die Stadt Freiburg. Die wechselnden Hebungszahlen und Reimmuster lockern den jambischen Gleichklang auf. Veröffentlicht wurde der Epilog als *Theater-Anzeige* in der *Freyburger Zeitung*:

[...]

Auf mancher Bühne sahn wir schon  
Nach unserm letzten Spiel den Vorhang fallen;  
Denn, ist der Winter erst entflohn,

So bringt zum Schweigen uns das Chor der Nachtigallen,  
 Und ohne Rast, von Ort zu Ort,  
 Treibt uns der Zeiten Wechsel fort.  
 Zwar leichter wird ein oft gesprochenes Abschiedswort;  
 Gewohnheit mildert jedes Leiden;  
 Wer aber für des Lebens Freuden  
 Die Sinne rein erhalten hat,  
 Wie kann er ohne Schmerz von Breisgau's Fluren scheiden,  
 Und o von dir, du weit umher gepriesne Stadt!  
 Von diesem guten, frohen Volke,  
 Das muthig, wie zu Tanz und Lied,  
 Zur Arbeit eilt; nicht in der finstern Wolke,  
 Die sich erhebt, sogleich ein drohend Wetter sieht;  
 Auch, wenn ein naher Sturm sich rüstet,  
 Geduldig harrt, bis er vorüber zieht,  
 Und singend wieder baut, was er verwüstet.  
 Wie alles da zur Lust erwacht,  
 Der Abendstern hinweg des Tages Sorgen lacht,  
 Wo Unbefangenheit das Leben süßer macht,  
 Wo Bürger, welche nie die Bürgertreue brechen,  
 Als freye, biedre Männer sprechen!  
 Dem raschen Lauf von Freyburgs hellen Bächen  
 Gleichet der Bewohner Geist; ihn hemmt  
 Nicht jedes Mißgeschick, das ihm entgegen strebet –  
 Jedoch auf tausend Lippen schwebet  
 Ein süßes Lob: Daß unter Euch nicht fremd  
 Der Fremde bleibt, der liebend weilet,  
 Und traulich Eure Freuden theilet.

**Prolog, bey Eröffnung der Schaubühne, am 1. Oktober 1809, von Madame Dengler gesprochen. In: Großherz. Bad. privilegirte Freyburger Zeitung, 4. Oktober 1809, Nr. 159, 883f.**

UB Freiburg

Nach häufigem Wechsel von Schauspielergesellschaften schloss der Magistrat im Jahre 1809 mit dem Herzoglich Sächsischen Hofschauspieldirektor Georg Dengler einen Vertrag auf sechs Jahre. Der Prolog, den Jacobi zur Eröffnung der ersten Spielzeit verfasste, hebt in großem Ernst auf die Deckung von Leben und Kunst ab, von Gutem und Schönerm. Ganz im Sinne des Klassizismus stilisiert Jacobi das Theater in religiösen Bildern und Vergleichen zum »Tempel« und die Schauspieler zu »Thaliens Priester-Chor«. Nicht zufällig klingt in Wortwahl und Tenor des Prologs Schillers *Künstler-Gedicht* an, das den Zusammenhang von Schönheit und Wahrheit in der »Dichtung heiligen Magie« feiert. Damit ist der *Prolog* ein frühes Zeugnis für die einsetzende Schiller-Rezeption, denn Jacobi illustriert die hohen Anforder-

rungen an Schauspieler und Publikum an Figuren Schillers (Thekla aus *Wallenstein*, Marquis Posa aus *Don Karlos*). Tatsächlich wirkte in Denglers Truppe in Gestalt von Madame Willer eine bekannte Schiller-Interpretin mit.

[...]  
 [...] O der Schande,  
 Wenn sich zur sittenlosen Bande  
 Von Miethlingen, Thaliens Priester-Chor  
 Erniedrigt; auf mißbrauchter Bühne  
 Das Mädchen heuchlerisch empor,  
 Mit frommer, engelreiner Miene,  
 Als *Thecla* schaut, und wenn der Vorhang fällt,  
 Was sie als *Thecla* sprach, für bloßes Spielwerk hält!  
 Wer so die Tugend preist, der redet Lästereien.  
 Hat vom Gemeinen nicht ein Geist sich aufgeschwungen;  
 Wie mag er *Posa* sein? Kein hoher Muth entflammt  
 Den Wüstling, den sein Herz verdammt.  
 Vielleicht ist seiner Kunst das Helden-Spiel gelungen;  
 Doch wird dem Jüngling dann, der ihm, als Vorbild, glaubt,  
 Die kurze Täuschung bald geraubt.  
 [...]

**Anon.: Bericht von Ehrung des Generals Wurmser bei der Aufführung des Singspiels Fernando und Yariko. In: Freiburger Zeitung, 26. August 1795, Nr. 68, 269.**

UB Freiburg: LS MF 80/9–1,3

Als der siegreiche österreichische Kavalleriegeneral Wurmser 1795 Freiburg besuchte, huldigte man ihm bei einer Aufführung des Singspiels *Fernando und Yariko*. Karl von Eckartshausens rührselige Version des Inkle und Yariko-Stoffes (1784) heroisiert die edle Wilde, die sich von dem kleinmütigen Weißen abwendet, nachdem sie ihm das Leben gerettet hat. Zu Jacobis Huldigungsprolog war die Bühne mit einer Ehrenpforte geschmückt: auf einer Säule stand: »Die Musen dem Helden«, auf der andern: »Das Vaterland seinem Verteidiger« und in der Mitte »Wurmser«.

Den 23sten im August hatten wir das Vergnügen, Se. Exzellenz den Herrn General der Kavallerie, Grafen von Wurmser im Theater zu verehren. – Einige Theaterfreunde führten das Singspiel *Fernando und Yariko* auf. Beym Eintritte Sr. Exzellenz ertönten Pauken und Trompeten, und das herzliche Händeklatschen des ganzen Publikumms, das dreymal mit Pauken und Trompeten unterbrochen, und dreymal fortgesetzt wurde. Jungfer Wagner als Yariko sprach eine Anrede an Seine Exzellenz ganz im Tone der lieben Unschuld; und das Publikum zeigte durch seinen Beyfall, daß Yariko vollkommen aus der Seele des Publikumms gesprochen habe.

**D[er] H[erausgeber, d. i. Franz Xaver Schnetzler]: Feyer des 7ten Julius [Inschriften von J. G. Jacobi]. In: Allgemeines Intelligenz- oder Wochenblatt für das Land Breisgau und die Ortenau [Freyburger Zeitung], 13. Juli 1805, Nr. 56, 464–467.**

UB Freiburg: G 4077–1805

Auch Volksfeste und repräsentative Feiern unterstützte Jacobi mit poetischen Gaben. So etwa die Bürger des Stadtviertels Oberlinden bei ihrem Fest, wie er ihnen zuvor bei dem Huldigungsfest zu Ehren des badischen Großherzogs Karl Friedrich geholfen hatte.

Bürger dieses Stadt-Viertels, welche sich von jeher durch einen rühmlichen Gemein-Geist auszeichneten [...] hatten nemlich ihre, mehrere hundert Jahre alte, jetzt in voller Blüthe stehende Linde, unter welcher ehemals jährlich ein Fest gefeyert wurde, mit Blumen geschmückt, und den Herrn Professor *Jacobi* um einige Inschriften ersucht, welcher sich auch ein Vergnügen daraus gemacht, diesen ihren Wunsch zu befriedigen.

Um die Linde herum [...] waren folgende Inschriften:

[...]

Die alte Linde grünt, uns jedes Jahr aufs neue,  
Und mit ihr grünt und blüht die alte Bürgertreue.

Der Linde danken wir den Schatten, den sie giebt,  
Und seinen milden Schutz dem Fürsten, der uns liebt.

Wie diesen Wipfel wir mit Kränzen froh umwinden,  
So soll der Eintracht Hand ans Vaterland uns binden.

**Johann Georg Jacobi: Es ist nicht gut, der Poet im Dorfe zu sein. In: Iris 1811, 9–23.**

UB Freiburg: E 5144–9 (Rara)

In diesem Aufsatz reflektiert Jacobi die Nachteile und Vorteile des Dichterberufs in der Provinz. Jacobi bekennt sich ausdrücklich zu seiner sozialen Verantwortung eines Gelegenheitsdichters gegenüber seinen Mitbürgern, »um an ihren häuslichen Festen Theil zu nehmen, diese vielleicht zu veredeln, und Empfindungen zu wecken, durch welche das Familienband geheiligt und enger geknüpft wird«. Diese soziale Funktion illustriert Jacobi am Beispiel einer silbernen Hochzeit, zu deren Feier er »ein, nach einer Kirchenmelodie [...] verfertigtes, von den Tischgenossen zu singendes Lied« beigesteuert hat. In seinem Lied, eine Kontrafaktur von Paul Gerhards Kirchenlied »Befehl Du deine Wege«, verklärt er die Gemeinschaft der Familie.

Immer noch denke ich mit Rührung an die Feyer einer silbernen Hochzeit, bey der ich zugegen war. Blühende Söhne und Töchter, zwölf an der Zahl, saßen zur rechten und linken Hand ihrer Eltern, mit anderen Befreundeten, geschmückt um die glänzende Tafel herum. Wo man hinblickte, war Reichthum und Pracht. Auf einmal ertönten im Nebenzimmer musikalische Instrumente, die ein, nach einer Kirchenmelodie von mir verfertigtes, von den Tischgenossen zu singendes Lied ankündigten. Der Gesang begann mit den Worten:

Du, dessen Arm uns beugen,  
Und uns erhöhen kann,  
Wir rufen dich zum Zeugen  
Von unsern Freuden an;  
Wo Menschen dir lobsingem,  
Ist Tempel und Altar:  
Nimm unsern Dank! wir bringen  
Ihn dir mit Thränen dar.

Schon am Schlusse dieser ersten Strophe waren Alle tief bewegt; Andacht herrschte im ganzen Saal. Die zweyte sangen sie mit zitternder Stimme; in der dritten, bey den Versen:

Daß unser Gut und Habe  
Kein Fluch, kein Winseln drückt,

war kein Auge mehr trocken; die meisten Stimmen schwiegen, und am Ende stürzten die Kinder weinend in die Arme der weinenden Eltern. Muß mir nicht, bis auf den heutigen Tag, die Stunde *gesegnet seyn*, die mich zu jenem Liede begeisterte?



**Teller mit Darstellung des Museums am Münsterplatz. Bedrucktes Steingut, Durchmesser 21 cm, Steingutfabrik Zell am Harmersbach, um 1800.**

Augustinermuseum Freiburg: K 35/12 b  
Foto: Hans-Peter Vieser

Die Gründung einer Lesegesellschaft im Jahre 1807 hatte Jacobis Freund, der badische Kommissar und Freund Jacobis von Drais angeregt, und Johann Caspar Ruef hatte 1806 die Statuten ausgearbeitet. Jacobi nahm an der Museum genannten Lesegesellschaft als einfaches Mitglied teil. Neben der Lektüre der wichtigsten Zeitungen und neuen Bücher in zwei Lesezimmern diente das Museum der Conversation. Bälle, Musikabende und ein bewirtschaftetes Casino machten das Museum zu einem wichtigen Forum urbaner Geselligkeit in Freiburg. Anfangs leiteten adlige Mitglieder

der badischen Regierung den Verein, dem die intellektuelle wie politische Führungselite der Stadt angehörte. Der Erinnerungsteller zeigt den repräsentativen Museumsbau am Münsterplatz, in dem die Lesegesellschaft von 1825 bis zur Zerstörung des Gebäudes im Zweiten Weltkrieg logierte.

**Johann Georg Jacobi: Der Thurmwächter an die Stadt Freyburg. In: Allgemeines Intelligenz- oder Wochenblatt für das Land Breisgau und die Ortenau [Freyburger Zeitung], 1. Januar 1804, Nr. 1, 1–4.**

UB Freiburg

Zu den Neujahrsgedichten, die Jacobi in der *Freyburger Zeitung* publiziert hat, zählt das *Thurmwächter*-Lied. Darin appelliert Jacobi, ausgehend vom Münsterturm als kommunalem Symbol an den Bürgersinn. Typisch für seine Neujahrsgedichte ist die zweiteilige Form: eine Einleitung, in der sich das lyrische Ich als Turmwächter des Freiburger Münsters vorstellt, folgt sein Lied in der populären Kreuzreimstrophe. Auch andere Neujahrsgedichte (*Der kleine Savoyard*, *Der Ganter*) hat Jacobi als Rollengedicht einer volkstümlichen Figur in den Mund gelegt. Ausdrücklich als »Gegenstück« zu Jacobis *Thurmwächter*-Lied wurde in der *Freyburger Zeitung* ein Jahr später der *Neujahrs-Wunsch des Nachtwächters zu Ternate* von Johann Peter Uz abgedruckt. Der Türmer schaut auf Freiburg hinab und singt:

»Schön ist mein Thurm, sobald der Flor  
 Der Morgendämmerung schwindet,  
 Und er die Sonne, die empor  
 Sich hebt, zuerst verkündet.  
 Schön ist er, wenn im Mittagsglanz  
 Er zum Geläute strahlet,  
 Und schön, wenn ihn der Abend ganz  
 Mit Purpur übermalet.  
 Auch, wenn Gewitternacht uns droht,  
 Steht ohne Furcht und Grauen  
 Er da, und ist, vom Blitze roth,  
 Noch herrlich anzuschauen.  
 Sogar, wenn Schneegewölke ziehn,  
 In kalten Wintertagen,  
 Sieht man vom Reif versilbert ihn  
 Mit innigem Behagen.  
 Zwar sehn's vielleicht nicht alle so;  
 Nicht jedem ist's beschieden,  
 Ein Herz zu haben, frey und froh,  
 Und mit sich selbst im Frieden.  
 Wer das nicht that, wem in der Brust  
 Begier und Sorge stürmen,

Den weckt kein Sonnenblick zur Lust  
Auf Bergen und an Thürmen  
[...]

**Johann Georg Jacobi: Zum neuen Jahre. In: Freyburger Wochenblatt [Freyburger Zeitung], 1. Januar 1814, Nr. 1, 1–3.**

UB Freiburg: G 4077–1814

Jacobis letztes Gedicht ist ein Vaterländisches Lied. Gehuldigt wird den drei verbündeten Fürsten Zar Alexander I., dem preußischen König Friedrich III. und dem österreichischen Kaiser Franz I., die zum Jahreswechsel 1813/14 in Freiburg weilten. Jacobi beschwört ihre Allianz unter der Ägide Hermanns des Cheruskers, bis er am Ende als »alter Sänger« seine Siegesvision gegenüber den martialischen Zeitklängen zu einem »letzten Segen« dämpft. Die Entstehung von Jacobis letztem Gedicht schildert Franz Xaver Schnetzler, der Herausgeber der *Freyburger Zeitung*, in dem Nachruf auf seinen Freund:

Erst in der letzten Hälfte des Decembers entschloß er sich, für das Wochenblatt, das ihm so manches schöne Lied verdankt, ein Gedicht zum Neuen Jahr zu verfertigen. [...] Denn mit jugendlicher Kraft und Fülle und in den harmoniereichsten Versen hat dieser ächt deutsche Barde in seinem Schwanengesange das was ihm das Heiligste, was ihm theurer als das Leben war, besungen, und seinen letzten Segen der deutschen Freiheit gebracht.

Am 30. December [1813] Abends war das Gedicht vollendet, ohne daß Jacobi die mindeste Ermüdung fühlte, so sehr hatte ihn die Freude über das Gelingen dieses neuen Versuches gestärkt. (Freyburger Wochenblatt, 26. Januar 1814, Nr. 8, 57–60, hier 59f.)

## Ehemann und Familienvater

Vor seiner Freiburger Zeit war Johann Georg Jacobi mindestens zweimal leidenschaftlich verliebt gewesen: in seine Cousine Caroline und in Maxe La Roche, die auch Goethe den Kopf verdrehte. Doch kam es nie zur Ehe, und so gewann Gleim seine Wette mit Gottfried August Bürger, »daß Jacobi nicht zum heurathen« komme (Brief von Bürger an Goeckingk vom 9. Januar 1777).

Erst in Freiburg, als Mann von 50 Jahren, fand Jacobi sein eheliches Glück. Er heiratete die über 25 Jahre jüngere katholische Magd Maria Ursula Müller (1764–1840), Tochter des Klostermetzgers von Sankt Peter. Als Kind hatte sie Ziegen gehütet, bevor sie bei vornehmen Freiburger Familien diente, etwa als Kindermädchen im Palais Sickingen. Spätere Schilderungen betonten ihre »wälderische Schönheit« und ihre Koketterie: sie sei »mit ihrem hochroten Unterrok gar stolz einhergeschwänzelt« (Bader, 233). Maria Ursula Müller verwaltete »mehrere Jahre die Wirtschaft unsers Professors« so klug und ökonomisch, wie Schlosser nach Düsseldorf schreibt, dass Jacobi sich schon aus »Rechtschaffenheit und Dankgefühl« entschloss, seine Haushälterin zu heiraten. Schlosser schildert sie als »wahre Wundererscheinung aus dem Hirtenstande«, und bald willigte die Familie in die unstandesgemäße Treppenheirat mit einer Katholikin ein. Im Dezember 1791 wurde das ungleiche Paar in Freiburg getraut. Tatsächlich gewann Maria durch ihr natürliches Wesen die Sympathie von Jacobis Verwandten und Freunden, sogar Goethes Mutter war beeindruckt und meldete ihrem Sohn, wie außerordentlich sie »Werthers Lotte« gleiche. Ein herzliches Liebesbekenntnis Jacobis aus dem Honigmond schließt mit der Vision von der Geburt eines gemeinsamen Sohnes. Tatsächlich wurde Jacobis eheliches Glück ein Jahr später durch die Geburt seines Sohnes Friedrich am 17. Dezember 1792 vollkommen. Jacobis Nichte Clara Francisca Clermont unterstützte die Erziehung des Kindes durch ein monatliches Stipendium. Die um 1800 typische »Heroisierung des bürgerlichen Lebens« (Erich Trunz, 233) führte zu einer kultischen Feier der Familie, von der die rührenden Neujahrswünsche seines Sohnes Fritz ebenso wie Jacobis eigene Briefe und Gedichte beredt Zeugnis ablegen. Jacobi stilisiert darin seine Ehe zu einem schicksalhaften Bündnis zwischen Kunst und Natur und mythisiert seine Frau zur Hirtin und Naïde. Auch Jacobis Besucher nahmen an dieser Stilisierung teil, wie etwa die Reiseschriftstellerin Friederike Brun in der Schilderung ihres Freiburg-Besuches.

Jacobis Beschreibung seiner Wohnung in der Herrenstraße bietet in der Genauigkeit der Interieurs ein ungewöhnliches Porträt dieser frühbiedermeierlichen Familienfrömmigkeit und bezeugt die Humanität der bürgerlichen Geselligkeitskultur in Freiburg um 1800. Dieses poetisierte und erfahrene Familienglück lässt das Leid ahnen, welches der frühe Tod seines Sohnes Fritz am 11. September 1811 für den Dichter bedeutete. Doch auch diesen Schicksalsschlag hat Jacobi künstlerisch verarbeitet und in einem Denkmal der Freundschaft aufgehoben. Die *Iris* für das Jahr 1813 ist dem Andenken des toten Sohnes gewidmet. Einem Kupferstich vom Grab folgen eine ergreifende Klage des Vaters und fünf Trauergedichte von Freunden, unter ihnen Friedrich Haug, Karl Philipp Conz und Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg. Das Grabmal stiftete der Bruder Friedrich Heinrich Jacobi.

Trotz mancher Kritik an einer pädagogischen Ehe, wie sie Jacobi führte, ist doch sein hohes Maß an sozialer Verantwortung anzuerkennen, wie sie das Testament Jacobis aus dem Jahre 1812 zeigt. Jacobi setzte seine Frau Maria zur Alleinerbin ein. Dennoch geriet die Witwe nach Jacobis Tod am 4. Januar 1814 in so große seelische und materielle Not, dass es nach ihrem Tod auf Drängen der Gläubiger zur Zwangsversteigerung ihrer Hinterlassenschaft kam und zum Ankauf des schriftlichen Nachlasses ihres Mannes durch die Universität.

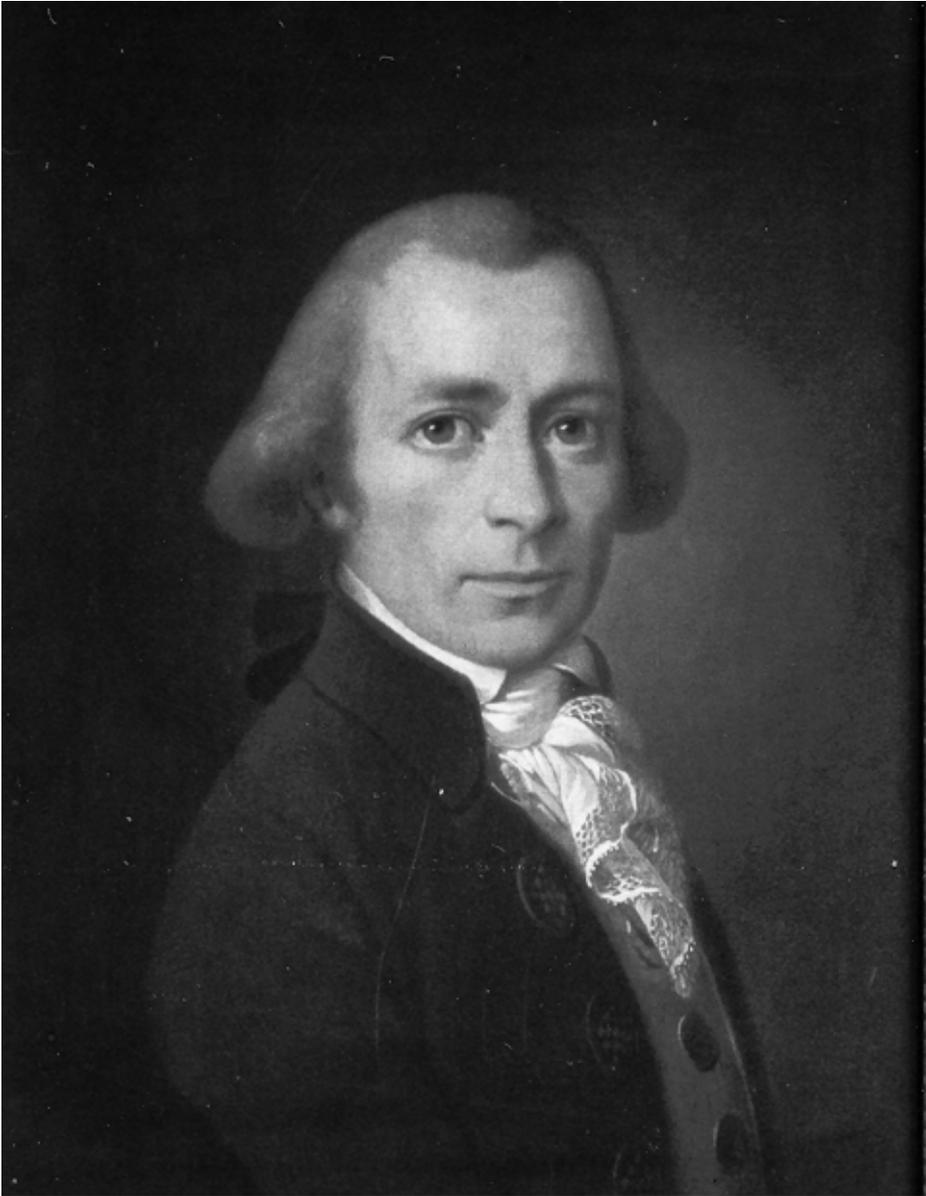
Fritz Baumgarten: J. G. Jacobi und was er über Freiburg dichtete und dachte. In: Schauinsland 37 (1910), 77–101. – Peter Kalchthaler: Haus zum Schöttlin [Jacobis Wohnhaus von 1807 bis 1814]. In: Ders.: Freiburg und seine Bauten. Ein kunsthistorischer Stadtrundgang. Freiburg 1990. – Ingrid Kühbacher: Sie lebten in Freiburg. Erinnerungen beim Gang über den Alten Friedhof. Freiburg 1987. – Paul Malthan: Johann Georg Jacobi und sein oberrheinischer Freundeskreis. In: Ekkhart. Jahrbuch für das Badner Land 1972, 64–72. – Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. Mit einem Abrisse seines Lebens und seiner Dichtung. Hg. von Ernst Martin. Straßburg 1874. – Fridrich Pfaff: Der Poetenwinkel in Heitersheim und Fritz Jacobis Grab auf dem alten Friedhof zu Freiburg. In: Schauinsland 42 (1915), 57–60. – Erich Trunz: Seelische Kultur. Eine Betrachtung über Freundschaft, Liebe und Familiengefühl im Schrifttum der Goethezeit. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 24 (1950), 214–242.

**Porträt Johann Georg Jacobis. Maler und genaues Entstehungsdatum unbekannt, wohl zwischen 1790 und 1795. Öl auf Leinwand, 52 x 40 cm.**

Kunstinventar der Universität Freiburg: I/30

Foto: Dietrich Wittke

Jacobi ist in Festtagskleidung dargestellt: zum dunklen Überrock kontrastiert eine weiße Cravatte mit aufwendig geklöppelem Saum. Der Oberkörper des etwa Fünfzigjährigen ist nach links gewandt, der Blick auf den



Betrachter gerichtet. Das graue Haar trägt Jacobi der Mode der Zeit entsprechend in der Stirn nach hinten gestrichen und über den Ohren zu Locken gedreht.



**Porträt Maria Ursula Jacobis, geb. Müller. Maler und genaues Entstehungsdatum unbekannt, wohl zwischen 1790 und 1795. Öl auf Leinwand, 52 x 40 cm.**

Kunstinventar der Universität Freiburg: I/30

Foto: Dietrich Wittke

Ursula Müller ist mit nach rechts gewandtem Oberkörper dargestellt. Sie blickt den Betrachter offen an. Zu einem dunklen Kleid trägt sie eine goldgelbe Haube und einen prächtigen, gefältelten Kragen aus durchscheinendem Stoff. Da die Bildnisse des Ehepaars eine ähnliche Farbigkeit und ein annähernd gleiches Format haben, liegt der Gedanke an ein Doppelbildnis zur Hochzeit nahe.

**Brief von Johann Georg Jacobi an Maria Ursula Jacobi, geb. Müller vom 25. Dezember 1791 [Freiburg i. Br.]**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2

Im Brief vom ersten Weihnachtstag an die junge Gemahlin bekennt Jacobi, dass er in der Ehe die Rettung aus Einsamkeit und Alter sieht. Die Schlussvision eines gemeinsamen Kindes wendet den elegischen Ton in Freude.

Am ersten Weihnachtstage 1791.

Diesen Nachmittag, liebe Marie, als du neben mir saßest und so gutherzig mich anblicktest, da gedacht' ich an mein vergangnes Leben, wie ich einst des Guten so viel hatte, wie ich geliebt wurde, bis zur Schwärmerey geliebt von den besten, edelsten Seelen, wie überall neue Freude mir entgegen kam, und jedes Wölkchen am Himmel, jede Blume des Feldes mich zu Liedern begeisterte. In jenen Zeiten war ich oft wegen meines Reichthums übermütig, erkannte das Gute, das mir die Vorsehung schenkte, nicht genug, ließ manches Vergnügen ungenossen vorbegehen, und vergalt nicht alle die Liebe, mit welcher jene freundlichen Seelen mir anhiengen. Bald aber wurd' ich gewahr, daß auf Erden nichts bleibendes ist. Eine Freude nach der andern welkte dahin; so manches Auge, das mir Liebe zugewinkt hatte, schloß sich auf ewig; die Gefährten meiner Jugend wurden von mir getrennt; vieler Herzen fiengen an zu erkalten; die Wölkchen am Himmel glänzten nicht, wie vordem, weniger schön waren die Blumen des Feldes, und immer schwächer tönte mein Gesang. Nun rief ich die geschiednen Freuden zurück; aber umsonst; gieng umher, ein liebendes Herz zu suchen, an welchem ich ruhen könnte; aber umsonst – da kamst Du, liebes Mädchen, und lächeltest mich an; da streckt' ich die Arme aus nach dir, und dich iammerte des Verlaßnen, und Du gelobtest, die meinige zu seyn auf immer – O so bleibe denn mit aller der Liebe, die in Dir ist! Siehe! meine Haare beginnen weiß zu werden – O bleibe, daß ich Dich segne in meiner letzten Stunde! Mein ganzer Reichthum bist Du. Ach! vergiß es nicht, und nicht der Thränen, die wir mit einander weinten an diesem Tage – Freudigere Thränen noch, das hoff' ich, weinen wir alsdann, wann ein kleiner Knabe da liegt auf Deinem Schooße, wenn er, mit dem Lächeln seiner Mutter, nach mir aufblickt, und ich ihn küße an Deiner Brust.

**Brief Fritz Jacobis an die Eltern vom 31. Dezember 1802 in Freiburg.**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2

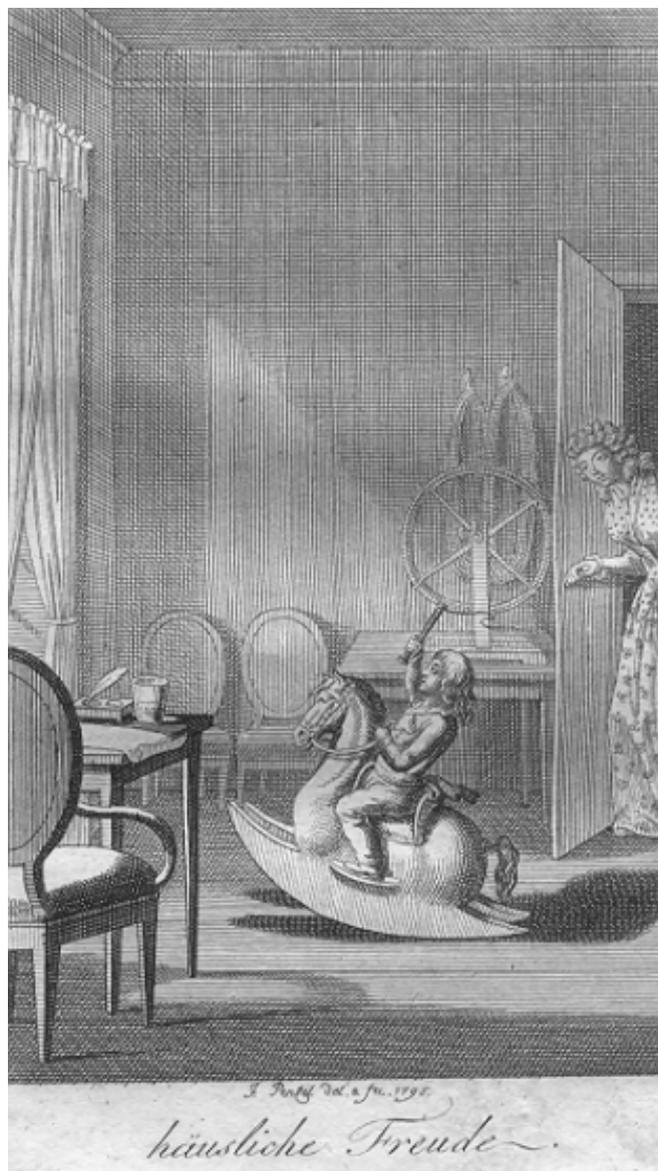
Zu den frühesten schriftlichen Zeugnissen von Jacobis Sohn Fritz zählt dieser Glückwunsch zum Jahreswechsel 1802/03. In eingelernten Wendungen in lateinischer Schrift, die mit Hilfslinien die Zeilen halten, dankt er ehrerbietig den Eltern: »An Papa und Mama. Liebe Eltern. Ich kan Ihnen nicht genug dankgen für die Güte und Liebe die Sie mir bey jeder Gelegenheit zeigten.« Seit 1806 stattete Fritz seine Glückwünsche zu Namenstag und Neujahr häufig in lateinischer Sprache ab.

**Häusliche Freude. Kupferstich von J[ohann Georg] Penzel. In: Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1796. Mit Kupfern von Penzel. Königsberg und Leipzig (Nicolovius) [1795].**

UB Freiburg: E 5188–1796 (Rara)

Der Kupferstich *Häusliche Freude* von Johann Georg Penzel (1754–1809) zeigt einen Innenraum mit hoher Decke, auf der linken Seite durch ein Fenster erhellt, auf der rechten durch eine Tür zugänglich. Als Insignien der Häuslichkeit sind ein Spinnrad, Sessel und ein mit Schreibutensilien bedeckter Tisch auszumachen. In der Mitte des Zimmers reitet ein Knabe auf einem Schaukelpferd, die Rechte mit einer kurzen Peitsche hoch erhoben. Durch die geöffnete Tür schaut eine Frau in geblütem Kleid wohlwollend auf den spielenden Jungen. Am unteren Bildrand ist der Stich signiert und datiert: »J. Penzel del[ineavit] & fec[it] 1795.« Die Illustration bezieht sich auf eine Versepistel Jacobis an seinen Freund Freiherr von Zinck in Emmendingen. Darin schildert Jacobis das aufgeweckte Wesen seines Sohnes Fritz:

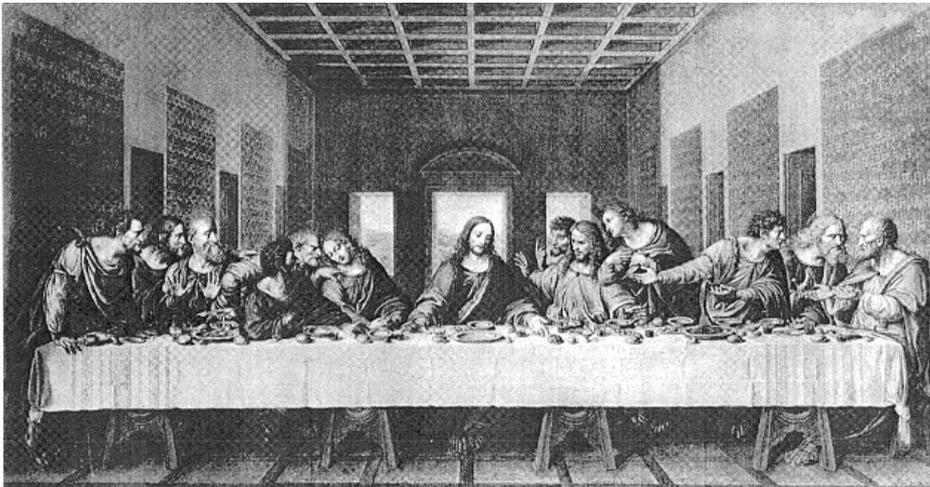
Du kennest, Freund, den kleinen Wilden,  
 Wie er auf seinem Schaukelpferd  
 Die Welt vergißt, nichts mehr begehrt,  
 Und wenn sein Roß sich nicht bequemet,  
 Den hölzernen Bucephalus,  
 Ein zweiter Alexander, zähmet;  
 Wie dann, im vollsten Genuß,  
 Mit frohem, lauten Ungestüm  
 Er hoch die Geißel schwingt, und ihm  
 Das Auge glüht, die Locken fliegen!



**Johann Georg Jacobi: Meine Wohnung. In: Iris 1809, 279–302.**

UB Freiburg: E 5144–7 (Rara)

Jacobi schildert ausführlich seine Wohnung im ersten Stockwerk des Hauses Zum Schöttlin in der Herrengasse. Nach der Umgebung (Oberlinden), der unmittelbaren Nachbarschaft und der Geschichte des Hauses kommt er detailliert auf die Ausstattung der Wohnung zu sprechen. Diese Schilderung verdient in geschmacksgeschichtlicher Hinsicht besonderes Interesse, denn die künstlerische Ausstattung und die Vorliebe für Interieurs zeigen unverkennbare biedermeierliche Züge. Die Malerporträts im Zimmer des Sohnes lassen dessen bildkünstlerische Neigungen erkennen. Einige Skizzen von Fritz Jacobi haben sich im Nachlaß erhalten.



Das Abendmahl. Kupferstich von André Dutertre nach Fresko von Leonardo da Vinci

Mein Wohnzimmer, welches zugleich Studier- und Visitenzimmer seyn muß, hat seine Richtung gegen Abend, geht auf die Straße, ist hoch und hell, und würde Euch nicht mißfallen. Ich habe es mit Gemälden und Kupferstichen ausgeschmückt, nur mit solchen, die mein Herz und meine Phantasie nach ihrem jedesmaligen Bedürfnisse zu beschäftigen im Stande sind. Da ist Heiliges und Profanes, Ernsthaftes und Launiges, jedoch immer eins vom andern durch die verschiedenen Wände abgesondert. So hängt an der Hauptwand über dem Euch bekannten Testamente des armen Kriegers, der seinem Freunde sterbend sein Weib und seine Tochter vermacht, das größere Testament als Vermächtniß für die ganze Menschheit, das Abendmahl des Leonardo da Vinci. Neben diesem locken zwey ländliche Stücke, links eine Korn- und rechts eine Heuerndte mich ins Freye. Im Winter weissagen sie mir, die Saat werde wieder aufkeimen, und die Wiese sich



»Soo D'oude Songen soo Pepen De Jongen«. Kupferstich von Schelte Adams Bolswaert nach einem Gemälde von Jacob Jordaens

begrasen. Will ich eine frohe Familienscene, so darf ich nur an einer andern Wand die niederländische Mahlzeit ansehen, bey welcher ein Greis, ein altes Mütterchen und eine junge Frau, die ein Kind auf dem Schooße hat, zum Dudelsack eines erwachsenen Sohnes ein Lied singen, und das Kind, nebst einem kleinen Knaben, den Gesang mit einer Pfeife und einem Trompetchen begleiten. An den Fensterwänden halten sich auch noch, aber nur halb gesehen, ein Paar Liebesgötter auf, denen Anakreon bis ins Alter huldigte, und dessen ungeachtet – vielleicht eben deßwegen, den Namen des Weisen erhielt. Bey mir müssen sie sich ein gewisses Incognito gefallen lassen; denn wir sind keine Griechen.

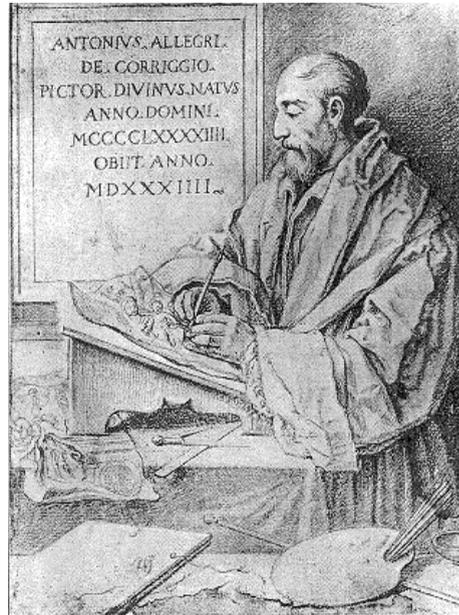
Meine Frau hat kein eigenes Zimmer, sondern führt ein Nomadenleben, wandert mit ihrer Arbeit herum, und weiß, daß sie überall herzlich willkommen ist. Da sie den Homer gelesen hat, so macht sie es zuweilen wie Andromache, Penelope und andere griechische Königinnen und Fürstinnen, denen es nicht unter ihrer Würde schien, mit ihren Mägden in ebendemselben Gemache sich zu beschäftigen. Noch dazu wohnt die unsrige am lustigsten von uns allen, weil ihre Kammer die Aussicht auf den mit Reben bepflanzten Schloßberg, und auf andere mit Wäldern bedeckte Berge gewährt.

Diese reizende Aussicht hat zum Theil auch das gegen Morgen gelegene Wohn- und Schlafzimmer meines Sohns, welches uns des Mittags zum Speisezimmer dient. Hier ist beständiger Gesang; denn sieben Vögel, fast alle verschiedener Art, lassen sich in ihren Käfigen wohl seyn. Unter ihnen ist ein Hänfling, der, wie Galls gepriesener Vogel, den Tonsinn im höchsten Grade besitzt, und seine Cameraden insgesamt, insonderheit aber einen neben ihm hangenden Canarienbastard so vollkommen nachahmt, daß dieser oft, weil er ihn nicht überschreyen kann, mit den Flügeln schlägt, und durch sein Gitter brechen will, um ihn anzugreifen. In einem klei-

nen niedern Bauer sitzt ein seit langer Zeit gelähmter Stiglitz, der nicht einmal auf sein unterstes Stäbchen hüpfen kann, aber nicht weniger munter ist, als sein Nachbar, der Buchfink, und sogar dann und wann in das Lied der übrigen Vögel hineinzwitschert; ein wahrer Scarron, an den ich mich gern erinnern lasse, um mich, da mir das Hüpfen jetzt ebenfalls sauer wird, in der guten Laune zu bestärken, die einem so leicht über alles weg hilft. Wenn unsere sieben Sänger bey dem Mittagessen, wie es geschieht, ein Tutti anstimmen, so ist es, als speiseten wir im Walde. So wenig als ihrer, können wir bey Tische unsers treuen Libu entbehren, der uns wegen seiner persönlichen Verdienste und Talente, und als Nachlaß des gutmüthigen Commandeur von B\*\*, noch immer besonders lieb ist. Sein unzeitiges Bellen hat er sich, seit dem Besuche von Euch, noch nicht abgewöhnt, obwohl mein Sohn im öfters eine Predigt darüber hält, daß er seiner vornehmen Herkunft eingedenk und artig seyn sollte. Libu könnte dagegen einwenden, daß viele, gerade aus dieser Ursache, sich die Erlaubniß nehmen, nicht artig zu seyn.



Selbstbildnis Tizians, gestochen von Agostino Carracci



Früher als Selbstbildnis Corregios  
angesehene Kreidezeichnung von Carlo Maratta

Als ich meinem lieben Einzigem sein Zimmer überließ, vergönnte ich ihm, es nach Gefallen einzurichten und auszuzieren, und das hat er zu meiner gänzlichen Befriedigung gethan. Ich kann es wie eine Hauscapelle betrachten, in welcher mich, statt der Hausgötter, die Bildnisse berühmter Männer aus verschiedenen Zeitaltern, und viele meiner verstorbenen und noch lebenden Freunde umringen. Jeder der letztern macht ein besonderes Capitel in meiner Lebensgeschichte aus, und in meinen Feyerstunden wird bald dieses, bald jenes Capitel durchgegangen. Unter den erstern zeichnen sich aus die Bildnisse der drey größten Maler der neuern Zeit; des, die Farben der Natur so lebendig und warm auffassenden Titian; des Correggio, mit dem feinen, zarten Sinne für holde Jungfräulichkeit, Kinderunschuld und Anmuth; und Raphaels, der alle, die vor

ihm und nach ihm gewesen sind, übertrifft. Dieses Bild ist ein farbiger Kupferstich nach einem Portrait, das Raphael selbst mit fünfzehn Jahren, also in dem Alter meines Sohns, gemalt hat. Er sitzt da in einer ruhigen Stellung, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, mit dem reinen, unbefangenen Auge, still nachdenkend, und sein forschender Blick dringt in die geheimsten Winkel der menschlichen Seele. Nach der Wahrheit wird er gestalten, was er auf Erden der Darstellung würdig achtet; dann sich aufschwingen, das Uebermenschliche suchen, und auf Thabor seinen Christus verklären. In dem jetzigen Augenblicke scheint er gerade zu ahnden, was groß und erhaben in der Kunst ist; aber noch nicht seine eigene künftige Größe; noch nicht, daß Künstler, Kenner und Laien, daß die Edelsten und Weisesten der Nachwelt sich vor seine Werke hinstellen werden in stummer Anbetung, und jedes Bild von seiner Hand den Ort heiligen wird, der es aufbewahrt.



Halbfigurenbildnis eines Jugendlichen mit Barett, galt lange als Selbstbildnis Raphaels im Alter von 15 Jahren

Ueber den Kopfkissen des Bettes hängt der sterbende Lavater. Möge, wenn er auch nicht immer seinen Platz behaupten sollte, wenigstens keine schlafende Venus ihn verdrängen!



### Der sterbende Lavater.

"Bethet für mich; bald, bald, will's Gott, bethe ich im Himmel für Euch!... waren seine letzten Worte.

Der sterbende Lavater. Punktstich von Christian von Mechel.

**Johann Georg Jacobi: Der Schwarzwald. In: Ders.: Sämtliche Werke. 4 Bde. Zürich 1825, 231–233. Erstdruck: Iris 1809, 1–14, dort Variante im Schlussvers: »Der wonnevolle Schwarzwald«.**

UB Freiburg: E 6511,de

Johann Georg Jacobi stilisiert in mehreren Gedichten seine Begegnung mit dem »kunstlosen Wäldermädchen« Maria Ursula Müller und feiert ihre Ehe als harmonische Synthese von Natur und Kunst. Durch Jacobi erhält der kaum besungene Schwarzwald erstmals die Würde einer poetischen Landschaft; er schreibt sogar ein Gedicht auf eine Schwarzwälder Uhr (*An meine Wanduhr*).

#### Der Schwarzwald

Wem ist der Schwarzwald unbekannt  
Mit seinen hohen Tannen?  
Kein Wanderer kommt ins Schwabenland,  
Und keiner geht von dannen,  
Der nicht bey seiner wilden Pracht  
Still steht, und große Augen macht.

Wild ist der Berg und schauerhaft,  
Doch fröhlich anzuschauen;  
Er steigt empor in voller Kraft,  
Und mahnt uns an die rauhen  
Altdeutschen Väter, stark und kühn:  
Warum denn singt kein Deutscher ihn?

Wär' ich so rüstig noch als er  
In seinen alten Tagen,  
Ein Loblied würde mir nicht schwer;  
Jetzt aber will ich sagen,  
Wie dieser Berg, so wild er scheint,  
Mein bester Nachbar ist und Freund.

Auf manchem Berge zeigten sich  
Mir unter grünen Aesten  
Der Nymphen viel; doch hatten mich  
Die Wälder stets zum Besten;  
Denn, wenn ich näher kam, und sah,  
War keins der Göttermädchen da.

So sang ich oft zum Becher hier  
An Hügeln voller Reben;  
Des Landes Töchter mußten mir  
Für Lieder Küsse geben;  
Allein der Herbst war nun entflohn,  
Und Kuß und Lied vergessen schon.

Dem Schwarzwald bin und bleib ich gut:  
Einst kam von ihm herunter,  
Mit einem weißen Wälderhut,

Ein Mädchen, frisch und munter,  
 Rothwangig, kunstlos, sonder Arg,  
 Daß nichts als Lieb' im Herzen barg.  
 Wohl war es eines Blickes werth;  
 Ich fragte: "Willst du weilen  
 In unserm Thal, an meinem Herd?  
 Sollst alles mit mir theilen."  
 Wir wußten nicht, wie uns geschah;  
 Das Wälder mädchen sagte: Ja!  
 In Kurzem war es meine Braut –  
 Mein Weibchen drauf, und brachte,  
 Als wir sein Nestchen ihm gebaut,  
 Ein Knäblein mir, das lachte  
 Mich freundlich an auf ihrem Schooß,  
 Und sprang umher, und wurde groß.  
 Mein Alles ist, seit jener Zeit,  
 Das Weibchen und der Knabe;  
 Nichts mangelt mir; denn mich erfreut  
 Das Kleinste, was ich habe;  
 Ein Sonnenblick in mein Gemach –  
 Vielleicht ein Sperling auf dem Dach.  
 Kein Berg, und sey er noch so hold  
 Geschmückt mit Obst und Aehren,  
 Und noch so reich an klarem Gold,  
 Kein Berg kann mehr gewähren,  
 Als mir, von armen Höh'n herab,  
 Der wonneleere Schwarzwald gab.

### **Grabdenkmal für Johann Friedrich Wilhelm Jacobi in der Michaelskapelle auf dem Freiburger Alten Friedhof.**

Foto: Dietrich Wittke

Das aus dunkelgrauem Stein gearbeitete Grabmal des einzigen Sohnes Jacobis präsentiert sich als äußerst einfache, klassizistische Ädicula, die den damals in Süddeutschland allgegenwärtigen Einfluß Friedrich Weinbrenners widerspiegelt. Zwei stämmige Pilaster und ein schwerer Sturz mit flachem Giebel umrahmen eine Tafel mit der Aufschrift: »Hier ruht Iohann Friedrich Wilhelm Iacobi, gebohren am XVII. Decemb[er] MDCCXCII, entschlafen am II. Septemb[er] MDCCCXI. Im Iünglingsalter verband er mit deutschem Biedersinn eine kindlich reine Seele voll unbestechlicher Wahrheit, und mit seltenem Kunsttalent einen rastlosen Eifer in Erlernung der höheren Wissenschaften.« Der Sockel trägt eine Widmung des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, des Onkels des verstorbenen Jünglings: »Aus Bruderliebe zum Vater, der als Greis in ihm seinen einzigen Sohn verlor, setzte dieses Denkmahl Friedrich Heinrich Jacobi.«



**Kupferstich von Franz Hegi. In: Iris 1813, Frontispiz.**

UB Freiburg: E 5144–11

Der Kupferstich von Franz Hegi (1774–1850) zielt den letzten Jahrgang der *Iris*, der dem Andenken von Jacobis Sohn Friedrich gewidmet ist. Der Stich vergeistigt die Ansicht des Alten Freiburger Friedhofs zum Andachtsbild. Die Aussicht sperren die dunkle Friedhofskapelle zur Linken, das Pfarrhaus in der Mitte und die Friedhofsmauer zur Rechten. Die Szenerie des Kirchhofs ist durch mehrere Personen belebt und erscheint durch Bäume, Brunnen, ein Gärtchen und die unregelmäßigen Kreuze wie ein Garten. Die Vergeistigung des Todes greift die Schlaf-Metapher in der Bildunterschrift auf, die auf der christlichen Gewissheit der Auferstehung beruht: »Hier, unter den Schlafenden Gottes, ruht mein Sohn, mein einziger«.

**Friedrich Haug: Fritz Jacobi an Vater Jacobi. In: Iris 1813, 6.**

UB Freiburg: E 5133–11

Der schwäbische Klassizist und Epigrammatiker Friedrich Haug eröffnet die Gruppe der sieben Trauergedichte *An J. G. Jacobi, nach dem Verlust seines einzigen Sohns*. In einem Rollengedicht fordert der Verstorbene den Vater auf, seine Trauer mit Freunden poetisch zu bewältigen und seine Dich-

terideale bis zum Wiedersehen im Jenseits weiterzupflegen. Dieser Appell an Dichtertum und Freundschaft bestimmt den Tenor der Trauergedichte. Bei Ignaz Heinrich von Wessenberg (*Meine Muse an den trauernden Vater*) übermittelt die religiöse Inspiration den Eltern die Gewissheit vom Weiterleben ihres Sohnes:

Vom schönsten Sterne läßt durch mich  
Dein Fritz dir melden, daß er lebe  
Mit deinem Geist in Gott vereint,  
Stets liebend, dich und Sie, ach! Sie umschwebe,  
Die zärtlich um ihn weint. (V. 6–10).

Eigenhändige letzte Willensbetätigung  
des Hofraths und Professors Jacobi.

Ich bin mit meinem letzten Willen beim Ehegatten erwirkt  
hat, mit mir nach dem Gesetze die allgemains Güter-  
Gemeinschaft gilt; so vorordnet ist, daß auf mein Vorab-  
sterben der mir angehörige gemeinschaftliche Bestand-  
theil, ohne allen Abzug, eigenthümlich meinem  
Ehegatten Maria Ursula, gebornen Müller, zu-  
fallen soll.

Dieser meinem letzten Willen, welchen ich genau  
vollzogen wissen will, habe ich eigenhändig geschrieben,  
unterscribirt, und mein Siegel beigedrückt.  
Leipzig im Leipziger, den 4 ten August 1812.

 Johann Georg Jacobi

## **Testament von Johann Georg Jacobi 1812. In: Hinterlassenschaftsakte Johann Georg Jacobi.**

Stadtarchiv Freiburg: H 2513

Nach dem Tode seines Sohnes setzte Jacobi seine Frau Maria Ursula zur Alleinerbin ein.

Eigenhändige letzte Willensmeynung  
des Hofraths und Professors Jacobi.

Da ich mit meiner Ehefrau kein Ehepactum errichtet habe, mithin auch dem Gesetze die allgemeine Gütergemeinschaft gilt; so verordne ich, daß auf mein Vorabsterben der mir angehörige gemeinschaftliche Vermögens-Antheil, ohne allen Abzug, eigenthümlich meiner Ehegattinn Maria Ursula, gebohrne Müller, zu fallen soll.

Diesen meinen letzten Willen, welchen ich genau vollzogen wissen will, habe ich eigenhändig geschrieben, unterschrieben, und mein Petschaft beygedrückt.

Freyburg im Breisgau, den 4ten August 1812.

[Siegel] Johann Georg Jacobi m[anu] p[ropria]

## **Johann Georg Jacobis Grab auf dem Alten Friedhof in Freiburg.**

Foto: Christoph Kuntze

Ein schlichtes Eisenkreuz markiert die Stelle auf dem Alten Friedhof, wo der Dichter 1814 seine letzte Ruhestätte fand. Es ist gänzlich aus schmalen Eisenstäben und -blech gearbeitet und trägt auf dem durchbrochenen Querbalken den Schriftzug »I[ohann] G[eorg] IAKOBY. GEB[oren] 22 SEP[tember] 1740. GE[storben] 4. IAE[nner] 1814«.

# Ruhm und Nachruhm in Kunst, Dichtung und Musik

## Ruhm und Nachruhm in Kunst und Dichtung

Bereits vor seiner Freiburger Zeit war Jacobi ein gefeierter Dichter. Besonders sein Herzensfreund Gleim verehrte ihn und ließ unter Symphonien Jacobis Bild in dem Freundschaftstempel aufstellen, welchen Gleim »der Tugend und den Genies« in einem Zimmer seines Hauses geweiht hatte. Neben Scherenschnitten, die unter Freunden kursierten, ist ein Ölgemälde überliefert, das den jungen Jacobi antikisch stilisiert.

In den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts avancierte Jacobi zum deutschen Repräsentanten des empfindsamen Rokoko. Die produktive Aneignung der europäischen Literaturen war sein Markenzeichen: Unter den antiken Dichtern bewundert Jacobi vor allem Horaz, seine Liebesdichtungen orientieren sich an Petrarca und italienischen Petrarkisten, seine prosimetrischen Dichtungen an den Franzosen Chapelle und Chaulieu, die Briefe an Gresset. Seine *Winterreise* ahmt Lawrence Sternes *Sentimental Journey* nach, die *Nachtgedanken* sind von Youngs *Night Thoughts* angeregt. Als Rousseau 1778 stirbt, bekennt Jacobi »öffentlich«, »daß er [Rousseau] mich in seinen Schriften der Natur näher führte, meinem Herzen die reinsten Gefühle gab, meinem Geist emporhalf, und einen Himmel von Liebe mich ahnden liess«.

Die Aneignung fremdsprachiger Dichter schlug sich ebenso in Hommagen nieder wie in Spott und Kritik. Als »deutschen Gresset« feiern ihn Gleim und Heinse. Das Lob seiner anakreontischen Empfindsamkeit trägt früh schon topische Züge: Jacobi ist der Dichter der Cythere (Abraham Gotthelf Kästner), der Vertraute Amors, der Schützling Zephyrs (Christoph Friedrich Sangershausen), irenische Harmlosigkeit und Süße werden als unverwechselbarer Ton seines Dichtens verstanden. So charakterisiert ihn Ludwig August Unzer im Jahre 1772:

Der die Menschen süßen Frieden lehret,  
Süss, wie seiner Leier Ton.

Doch Jacobis süße Eintönigkeit bot auch einen Angriffspunkt für Kritik. Seitdem Johann Jakob Bodmer seine *Grazien des Kleinen* geziehen und Johann Gottfried von Herder »die Jacobischen Tändeleien [...] von diesem und jenem Amor [...] fade« genannt hatte (Kritische Wälder [1769], I 4, II 10), verspotteten die Stürmer und Dränger das »Französgen« Jacobi in Literatursatiren. Zwar ist Goethes Satire auf das *Unglück der Jacobis* nicht auf uns gekom-

men, doch verspottet ihn etwa Lenz als direkten Abkömmling der französischen Dichter Chaulieu und Chapelles: als Amor gekleidet, unterhält er die Damen und gefällt sich »in einer schmachthenden Stellung«.

Doch finden sich bereits aus der Frühzeit einige bedeutende Dichtergedichte, die von der hohen Wertschätzung für Jacobi Zeugnis ablegen. Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Wilhelm Heinse, Friedrich Gottlieb Klopstock, Johann Benjamin Michaelis und Friedrich August Clemens Werthes bedichten das poetische Genie des Anakreontikers.

Auch in seiner Freiburger Zeit ist Jacobi das Objekt persönlicher wie dichterischer und künstlerischer Verehrung. Reisende besuchen und schildern ihn als freundlichen Greis und idyllisieren sein Familienleben (Friederike Brun). Dabei gehören die Verfasser poetischer Huldigungen für Jacobi meist der nachfolgenden Generation an. Typisch für diese späten Dichtergedichte ist die durchgängige Antikisierung Jacobis zum inspirierten Sänger. Jacobi erscheint als verklärter Dichtergreis, der die ewige Natur versteht. Seine Dichtung wird entzeitlicht und zur religiösen Offenbarung überhöht. Das Unzeitgemäße seiner sentimentalischen Alterslyrik verbürgt in diesen Hommagen gerade das poetische Genie.

Nach Jacobis Tod wird in Dichtergedichten, die nun als Elegien auf Jacobis Tod und poetische Wallfahrten zu seinem Grab gestaltet sind, an seinem Ruhm fortgeschrieben. Zeitgenossen wie Karl Philipp Conz und Nachfahren wie Ernst Münch rücken hierbei Jacobis Religiosität, seinen harmonisierenden Charakter und seine Gabe zur Bildung empfindsamer Freundschaftskreise ins Gedächtnis. Die Erinnerung an Jacobi wird zudem durch Besuche bei seiner Witwe wachgehalten – ihr sozialer Aufstieg aus bäuerlichen Verhältnissen und ihr sentimentalisch-überspannter Gräberkult weckten bis ins späte 19. Jahrhundert auch poetisches Interesse.

Otto von Eisengrein: Die Decoration der Façade des Rathauses zu Freiburg. In: Schauinsland 8 (1881), 73–77, hier 76. – Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. Mit einem Abrisse seines Lebens und seiner Dichtung. Hg. von Ernst Martin. Straßburg 1874. – Ernst Martin und Wilhelm Scherer: Über Johann Georg Jacobi. In: Zeitschrift für deutsches Alterthum 20 (1876), 324–340. – Gottlob Mayer: Emil Frommel als christlicher Volksschriftsteller. Bremen 1898. – Georg Ransohoff: Ueber J. G. Jacobis Jugendwerke. Berlin 1892. – Paulhelmut Saxler: Ernst Münch. Historiker und Publizist 1798–1841. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Publizistik und zum Verständnis der parteipolitischen Strömungen des deutschen Vormärz. Diss. masch. Mainz 1956. – Heinz Schlaffer: Das Dichtergedicht im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 10 (1966), 297–335. – Ursula Schober: Johann Georg Jacobis dichterische Entwicklung. Breslau 1938.



**Johann Georg Jacobi. Porträt von Benjamin Calau, 1770. 47 x 38 cm.**

Gleimhaus, Halberstadt (Kriegsverlust); Abbildung nach: Paul Ortwin Rave: Das geistige Deutschland im Bildnis. Das Jahrhundert Goethes. Berlin 1949, 108.

Von Gleims »Tempel der Freundschaft« (Gleim an Jacobi vom 14. April 1768), der die Bildnisse von Freunden vereinte, war Johann Georg Jacobi so angetan, dass er sich selbst um Porträts von gemeinsamen Freunden bemühte. Zu den Malern, die für Gleim arbeiteten, zählte auch Benjamin Calau, der sich in der Malerei mit heißen Wachsfarben (Enkaustik) übte. Calau selbst wohnte 1770 sogar für einige Zeit in Jacobis Halberstädter Wohnung, als dieser in Düsseldorf weilte. Im selben Jahr malte Calau auch das Porträt Johann Georg Jacobi in Wachstechnik für Gleims Freundschaftstempel. Auf einem gemalten Untergrund mit dem Namen des Dargestellten (»J. G. JACOBI.«) umschließt ein einfacher Rahmen Jacobis Porträt, das ein Relieftondo imitiert. Die aufwendige Frisur mit Schläfenlocken und der enge Hemdkragen tragen zur Stilisierung des Profilbildnisses bei, das gegen einen gleichmäßig dunklen Hintergrund hell absticht. Der halb aufgelöste Haarzopf und das Spitzenhals-tuch verlebendigen die beinahe zu jugendliche und glatte Darstellung, die durch den verträumten Blick nach rechts noch verstärkt wird.

**Kupferstich von Johann Georg Jacobi, nach einem unbekanntem Gemälde von Joseph Fratrel gestochen von Christian Gottlieb Geysler, frontal in rundem Rahmen, Name auf Querleiste: »I. G. IACOBI«, 12,5 x 7,5 cm. Frontispiz zu: Sämtliche Werke von Johann Georg Jacobi. Ersther Theil. Mit gnädigstem Privilegio. Halberstadt (Johann Heinrich Groß) 1770.**

Gleimhaus Halberstadt: 2302 (Buch); Ba 1231 (Graphik)

Bereits als junger, gerade dreißigjähriger Dichter fasste Jacobi seine zahlreichen, in schmalen Einzeldrucken verbreiteten Dichtungen selbstbewusst zu Sämtlichen Werken zusammen. Die drei Bände erschienen von 1770 bis 1774 und werden eröffnet mit einem Frontispiz, aus dem der Dichter den Betrachter offen anblickt. Geyslers klassizistischer Rahmen mit einer schweren Zopfgirlande und antikisierendem Schriftfeld kontrastiert mit dem rokokohaft leichten Porträt: helle Perücke, ein Spizentüchlein zielt den leicht geöffneten hohen Kragen und ein wissendes, schelmisches Lächeln umspielt die Lippen des jungen Poeten.





**Porträt Johann Georg Jacobis von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, 1774, Öl auf Leinwand, 53,5 x 42,5 cm.**

Privatbesitz; Abbildung nach: Oskar Walzel: Deutsche Dichter von Gottsched bis zur Gegenwart. Bd. 1. Wildpark-Potsdam 1927, 218.

Tischbein, der als römischer Zimmergenosse und Porträtist Goethes berühmt geworden ist, war erst 23 Jahre alt, als er 1774 Johann Georg Jacobi malte.

Wie auf den meisten Porträts, die von Jacobi überliefert sind, ist auch hier der Dichter mit einem maßvoll heiteren Gesichtsausdruck dargestellt. Ähnlich dem zeitlich wohl nahestehenden Düsseldorfer Porträt eines unbekanntes Künstlers auf Eisen, wird Jacobi mit leger geöffnetem Hemdkragen gezeigt; auch das grüne Obergewand aus weichem Stoff (ein Morgenrock?) stellt eine gewisse sprezzatura heraus, die den Dargestellten sofort in ein sympathisch-vertrautes Verhältnis zum Betrachter rückt. Allerdings bewirkt der bloßgelegte Hals eine merkliche Längung der Erscheinung, die im Unterschied zu den zugeknöpft wirkenden späteren Bildnissen freilich die Jugendlichkeit des 34jährigen Dichters unterstreicht: Jacobi wirkt aufrecht und, seinem etwas sinnierendem, am Betrachter vorbei seitlich aus dem Bild herausgerichtetem Blick zum Trotz, wach und gegenwärtig. Die Lebendigkeit der Darstellung wird verstärkt durch die gegenläufigen Drehungen von Schulterpartie und Kopf.

**Scherenschnitt von  
Johann Georg Jacobi,  
um 1775.**

UB Freiburg: Nachlass  
Jacobi I J

Zur geselligen Kultur der Zeit gehörte das Anfertigen von Scherenschnitten, die sich in erstaunlicher Menge erhalten haben. Auch in Jacobis Nachlass finden sich einige, darunter dieser, der ihn selbst zeigt.



*J. G. Jacobi*

**Scherenschnitt von Johann Georg Jacobi [wohl 1778]. In: Silhouetten aus der Goethezeit. Aus dem Nachlasse Johann Heinrich Mercks. Hg. von Leo Grünstein. Wien 1909, Tafel XXXIV.**

UB Freiburg: E 6211,m



Der Scherenschnitt aus Johann Heinrich Mercks Nachlass zeigt Jacobis Profil mit scharf zurückgestrichenem Haar, das im Nacken zu einem Zopf gebunden ist. Merck war mit Jacobi bekannt und begegnete ihm im Jahre 1787 in Freiburg wieder.

**Porträt von Johann Georg Jacobi, unbekannter Künstler, Öl auf Eisen, 51 x 40,5 cm.**

Goethe-Museum Düsseldorf: Inv.-Nr. 2194

Abbildung Farbtafel I

Das Porträt des jüngeren Jacobi wird als Bild im Bild vorgestellt. Das Brustbild *en face*, aus dem Jacobi, den Kopf leicht geneigt und gewendet, den Betrachter mit klaren Augen nachdenklich und freundlich anblickt, lehnt als schlicht gerahmtes ovales Medaillon auf einer Stufe gegen den Stumpf

einer attisch-ionischen Säule und nimmt in dieser Position raffiniert die Neigung des Porträtierten auf. Unten links wird es von Lyra und Lorbeer gehalten. Die Form des Porträts und seine Inszenierung als Gemälde in einem antikisierenden Ambiente und vor dynamischem Himmel geben dem Dargestellten Bedeutsamkeit. Das Bild meidet aber jede distanzierende Repräsentationsgebärde, indem Jacobi in Kleidung und Attitüde präentionslos zugewandt und in eher individuellem Temperament erscheint. Der Künstler folgt darin der am Ende des 18. Jahrhunderts psychologisch interessierten bürgerlichen Menschenschilderung. Die Requisiten zeigen die Tätigkeit des Porträtierten und seinen geistigen Habitus: sein Dichten und seine Lehre von den Schönen Wissenschaften. Die attische Säule könnte sogar andeuten, was Rotteck in seiner *Gedächtnißrede* formulieren wird: der Umgang mit Jacobi war ihm »nicht minder eine Schule der Urbanität, des attischen Witzes, der sanft fließenden Rede, als der sittlichen Grazie, des feinen Gefühls und der ernsteren Weisheit und Tugend«.



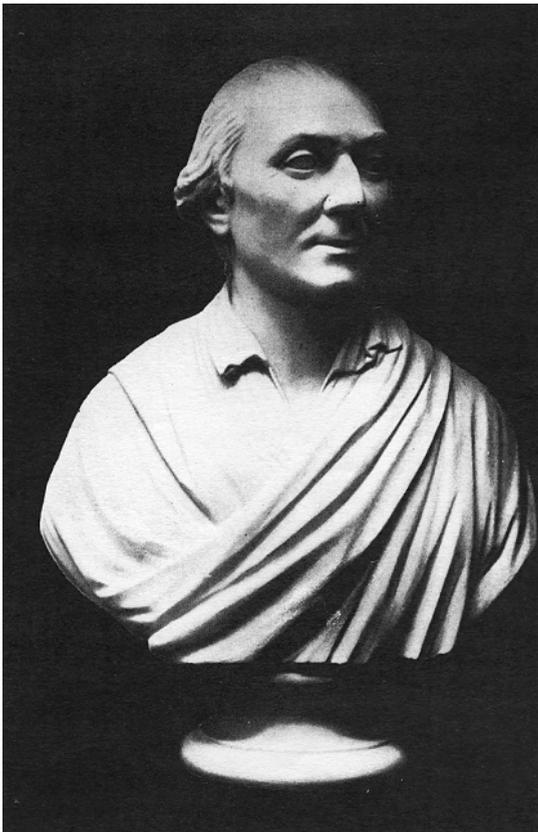
**Aquarell mit Porträtmedaillon Jacobis. Doppelblatt 21,9 x 15,1 cm, 1 S. beschr., datiert »Hannover den 6ten Mai 1779«.**

Universität Freiburg: Nachlass Jacobi I J

Das Blatt entwarf wohl Jacobis Schwester Johanna Maria Catharina, verh. Winkelmann. Ein bandumkränzt Medaillon mit dem getuschten, perspektivisch verkürzten Schattenriss des dichtenden Bruders wird von einer Wolke zum himmlischen Licht getragen, das hinter der Wolke als Gloriole hervorbricht und so den Aufstieg umstrahlt. Der griechische Gott des Lichtes, Apollon, der als Phöbus durch die Sonne repräsentiert wird, mag bei dieser auch aus der barocken Herrscherikonographie bekannten Darstellungsweise Pate gestanden haben.

Die Widmung »So belohnt der gute Genius die freundschaftlichen Seelen, welche seiner Eingebung folgen«, kommentiert das Bild als Apotheose des inspirierten Dichtergenies.

Möglicherweise soll das flatternde weiße Band an die Stirnbinde eines antiken Priesters erinnern. Der beigegebene Spruch legt nahe, dass die Urheberin ihren Bruder als Medium und Priester des »guten Genius« betrachtete.



**Büste Johann Georg Jacobis von Gottlieb Martin Klauer, wohl um 1795, 67 cm hoch.**

Verbleib unbekannt

Die »Büste des Dichters im antiken Gewand mit scharf zurückgestrichenem Haar« wurde 1931 im Antiquitätenhandel angeboten (Weimarer Büsten von Martin Klauer und anderen. Lager-Katalog 15 Hellmut Meyer & Ernst. Berlin 1931, 10f.) Ein Exemplar konnte nicht ermittelt werden. Die Büste ähnelt allerdings einer Arbeit Klauers,

die mit dem Freiherrn Christian Ferdinand Georg von Werthern-Frohndorf identifiziert wird (Walter Geese: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Leipzig [1935], 145f.)

**Punktierstich Johann Georg Jacobis von W. Breitenstein, 1800, 15,2 x 11,7 cm.**

Stadtmuseum Düsseldorf

Breitensteins

Stich weist eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Jacobi-Porträt auf, das Franz Joseph Zoll 1807 nach dem Leben malte und nach dem Friedrich Müller den Porträtstich für Jacobis *Sämtliche Werke* fertigte. Allerdings spricht die Datierung »1800« gegen den Verdacht, Breitenstein habe Zoll nachgestochen. Mit Ausnahme der gedrehten Locken, die bei Breitenstein die Ohren des Dichters bedecken, sind Jacobis Äußeres und die Kleidung nahezu identisch.

Seltsamerweise sieht man – bei gleicher

Kopfhaltung – in Breitensteins Porträt Jacobis Nase fast in Untersicht, so daß sie dem Dargestellten buchstäblich einen hochnäsigen Ausdruck verleiht. Auch sind die Augen stärker verschattet und lassen den Blick des Dichters beinahe bohrend anmuten. Die Punktiertechnik, bei der die Grauwerte nicht durch Linien, sondern durch große und kleine Punkte zustandekommen, führt zu vielen weißen Stellen, die Jacobi fahl erscheinen lassen.





**Büste Johann Georg Jacobis von Joseph Anton Maria Christen, 1821, 51 cm hoch.**

Universität Freiburg

An der rechten Sockelwand hat der Künstler, der Schweizer Bildhauer Joseph Anton Maria Christen (1767-1838), die Büste signiert und datiert: »Christen f[ecit] 1821«. Diese Arbeit Christens blieb in Hans von Matts

Monographie unberücksichtigt (Joseph Maria Christen. Luzern 1957). Der Anlass für die postume Darstellung Jacobis bleibt unklar. Christen porträtierte um dieselbe Zeit auch die großherzogliche Familie in Karlsruhe und leitete die Abteilung für Plastik im Freiburger Kunstverlag Herder. Er schuf die Modelle zu zahlreichen Figurengruppen, Büsten und Reliefs, die dann in Terrakotta vervielfältigt wurden. Christen, der von Zeitgenossen seiner »höheren Porträtkunst« wegen gerühmt wurde, präsentiert Jacobi in der Blüte seines Lebens. Die klassizistische Strenge der Darstellung läßt jedoch kein zeitspezifisches Beiwerk zu: so trägt der Dichter weder Perücke noch Gewand. Vielmehr scheint er, alterslos und ins Überzeitliche gehoben, mit klarem, sicherem Blick und gelassenen Gesichtsausdrucks der Nachwelt ins Auge zu schauen.



**Jacobi-Denkmal am Hause Jacobistraße 25, Freiburg. Entworfen von Martin Reiher.**

Foto: Dietrich Wittke

Das Portal des vor 1910 gebauten Hauses Jacobistraße 25 lehnt sich im unteren Teil an die Formen des deutschen Manierismus an. Eher wenig passt dazu das Medaillon im Giebfeld über dem Doppelfenster des ersten Treppenhausabsatzes, das im Hochrelief das Brustbild Jacobis zeigt. Vorlage zu

der Arbeit des Architekten und Bildhauers Martin Reiher war unzweifelhaft das um 1800 entstandene Gemälde von Franz Joseph Zoll, das hier seitenverkehrt wiedergegeben ist. In den Zwickeln des Ziergiebels liest man in Versalien »1784–1814 IOH[ann] G[eor]G IACOBI PROF[essor] DER SCHÖEN WISSENSCHAFTEN«. Die Inschrift entspricht dem Eintrag in den alten Adressbüchern Freiburgs.

**Gottlieb Konrad Pfeffel: Das Hirtenmädchen. Dem Verfasser von Phädon und Naide gewidmet. In: Iris 1803, 246–249.**

UB Freiburg: E 5144–1

Pfeffels Dichtergedicht beruht auf einer intertextuellen Hommage. Denn Pfeffel knüpft an Jacobis Singspiel *Phädon und Naide* an. Dort schließt das naive Hirtenmädchen Naide die Ehe mit dem älteren Phädon, nachdem sie erkennt, dass die Warnung ihres »redenden Lorbeerbaums« vor der Verbindung nicht Apollos Stimme war, sondern ein Priesterbetrug. Pfeffel deutet Jacobis Stoff biographisch um. Seinem Hirtenmädchen, in dem sich leicht Maria Ursula Müller erkennen lässt, begegnet wirklich der Gott Apollo. Und bei Pfeffel ist es der Musengott, der dem Hirtenmädchen den Bund mit einem Weisen prophezeit, der sie bilden und heiraten wird:

»Und hat er deinem Geist, des Großen und des Schönen  
Erhabnes Siegel aufgedrückt,  
Wird, wie Pygmalion von seinem Werk entzückt,  
Der Edle dich mit Amors Myrthen krönen.«

Bislang unbeachtet blieb diese frühe Indienstnahme des Pygmalion-Mythos zur Illustration von Jacobis pädagogischer Ehe, die Pfeffel den Gott Apollo orakeln lässt. Zugleich stilisiert Pfeffel in seinem Dichtergedicht Jacobi zu einem »Liebling des Apoll«, der als Seherdichter die Gestalt der Naide schon immer als Geliebte imaginiert hat. Damit erfüllt sich in der Liebesbegegnung von Hirtenmädchen und Dichter, jedenfalls in Pfeffels Revision von Jacobis Singspiel-Paar, das Orakel Apolls:

Das Hirtenmädchen.  
Dem Verfasser von Phädon und Naide gewidmet.

An einem Raine saß bei seinen Ziegen  
Ein Hirtenmädchen gut und schön.  
Es sah bey Zephyrs lauem Wehn  
Den jungen Lenz sich auf den Blumen wiegen,  
Womit der Rain verbrämet war.

Es pflückte sich mit feuchten Blicken, –  
 Die Unschuld weinet gern am Hochaltar  
 Der festlichen Natur, – um seinen Hut zu schmücken,  
 Ein Sträuschen von Viole ab.  
 Da trat, gestützt auf einen Hirtenstab  
 Und als ein Hirt verkappt, der alte Freund der Heerden,  
 Der Gott von Delphi zu ihr hin,  
 Und sprach mit freundlichen Geberden:  
 Sey mir begrüßt, du holde Schäferinn!  
 Du wirst nicht lange mehr die Ziegen weiden.  
 Der Götter freye Huld verlieh  
 Mir ein Geschenk, um welches sie  
 Die Sterblichen mit Unrecht oft beneiden,  
 Die Kunst, das Buch des Schicksals einzusehn.  
 An eines Weisen Hand wirst du in der Kamönen  
 Geweihten Hain hinübergehn,  
 Und hat er deinem Geist, des Großen und des Schönen  
 Erhabnes Siegel aufgedrückt,  
 Wird, wie Pygmalion von seinem Werk entzückt,  
 Der Edle dich mit Amors Myrthen krönen.  
 Er schwieg, und nun erschien der Musaget  
 In seiner Strahlenmajestät  
 Vor ihrem Aug. Ein heilig süßer Schrecken  
 Warf sie aufs Antlitz hin, der Gott verschwand,  
 Und als sie sich im Grase wiederfand,  
 Vernahm ihr Ohr aus den verwachsenen Hecken  
 Des Thales einer Lyra Klang.  
 Sie rafft sich auf, und folgt mit leisem Schritte  
 Dem Zauberton in einen Säulengang  
 Von schlanken Pinien, in deren Mitte  
 Ein Liebling des Apolls der Liebe Glück besang,  
 Der Liebe, die vom Himmel stammet,  
 Und nur ein reines Herz entflammet.  
 Kaum sieht er sie, so eilt er auf sie zu:  
 Du bist es, ruft er, o Naide! Du,  
 Die schon so oft am Seherquell der Musen  
 Mir als der holden Unschuld Bild  
 Im Traum erschien. Sie sank an seinen Busen,  
 Und das Orakel ward erfüllt.

**Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg: An J. G. Jacobi. In: Iris 1811, 60f.**

UB Freiburg: E 5144–9

Wessenbergs alkäische Ode an den Lehrer und Freund Jacobi ist ein schönes Beispiel klassizistischer Freundschaftsdichtung. Wessenberg erhält eine Einladung seines Freundes, den er im Gedicht apostrophiert: Er ima-

giniert eine Reise nach Freiburg und malt sich sein Wiedersehen mit Jacobi aus. Wessenberg hat seine Hommage an Jacobi symmetrisch aufgebaut: Die ersten beiden Strophen bezeichnen das Thema des Gedichts, den Flug »im Geiste zum Tempe, wohin dein Wink mich zaubert«. Die beiden Mittelstrophen schildern die Reise vom Bodensee in den Breisgau, wobei genau in der Gedichtmitte ein Strophenenjambement (»Hoch in des schauernden Schwarzwalds Dunkel Von wo herab so freundlich dir lächelte Die Holde«) den Auf- und Abstieg abbildet und überdies zu einer antonomastischen Reminiszenz an Jacobis Gattin nutzt. Die imaginierte Begegnung am empfindsamen Ort, der ehemaligen »Siedeley«, überhöht Jacobi zum religiösen Naturdichter. Die Schlusstrophe gründiert die Freundschaft elegisch durch den gemeinsamen Besuch des väterlichen Grabes in Feldkirch. Den doppelt bekräftigten »Bund der Freundschaft« feiert die Schlusstrophe: sie greift den Ausgang der Eingangsstrophe auf (»Bund der Freundschaft«), steigert ihn aber zu einem »himmlischen Bund der Freundschaft«.

An J. G. Jacobi.

Entzückt von deinem liebenden Ruf, o Freund!  
 Flieg' ich im Geist zum Tempe, wohin dein Wink  
 Mich zaubert, um, bestrahlt vom Mayglanz,  
 Innig zu feyern den Bund der Freundschaft;

Ihn dort zu feyern, wo dein melodischer  
 Gesang ins Herz des Jünglings die Tugend gießt,  
 Und auf des Mädchens Wange sanfte  
 Röth' und in liebender Brust den Himmel.

Schon fliehen hinter mir die beeisten Höhn,  
 Die auf des Bodensee's Paradies, verklärt  
 Vom Frühgold, blicken. Sieh! schon klimm' ich  
 Hoch in des schauernden Schwarzwalds Dunkel,

Von wo herab so freundlich dir lächelte  
 Die Holde, die mit Rosen den Pfad dir schmückt,  
 So überrascht mich nun in seiner  
 Lieblichkeit Fülle das schöne Breisgau.

Laß dich umarmen hier in der Siedeley,\*  
 Wo einst der Klausner Psalme getönt, wo jetzt  
 Man deine Lieder singt von Gottes  
 Schöner Natur, in der offenen Laube.

Dann komm' ins Dörfchen,\*\* wo mich der Kindheit Spur  
 Zur Wehmuth ladet, ach, und des Vaters Grab!  
 Wo könnten unsre Seelen schöner  
 Feuern den himmlischen Bund der Freundschaft?

- \* Der Johannisberg, unweit Freyburg, die ehemalige Karthause.  
 \*\* Feldkirch.

**[Karl] Nehrlich: Georg Jacobi. In: Morgenblatt für gebildete Stände 1809, Nr. 104, 415.**

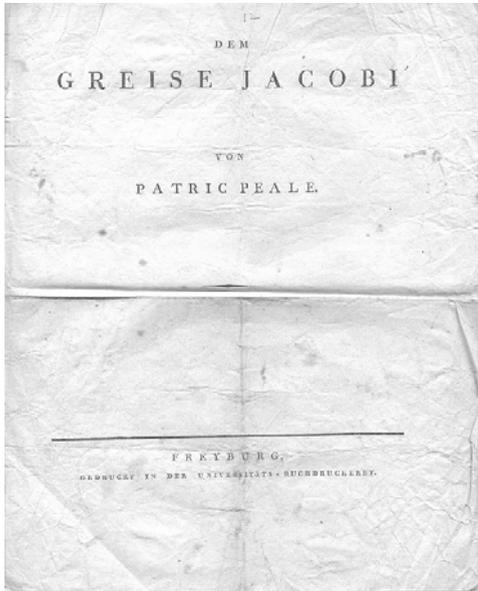
LB Stuttgart: Misc. qt. 396

Der Thüringer Karl Nehrlich (1773–1849), später Maler und Lehrer am Hoftheater-Institut in Karlsruhe, zählt zu den jüngeren Jacobi-Verehrern. Sein elegisches Dichtergedicht verklärt Jacobi zum Priester der Natur. Nehrlich verherrlicht Jacobi, indem er ihn dem empfindsam gestimmten Leser zur Initiation anempfiehlt: »Willst du der heil'gen Natur rührende Stimme versteh'n, [...] Höre sein Zauberlied«. Dieses Dichtergedicht feiert somit in ungebrochener Tradition der Empfindsamkeit Jacobi als »holden Sänger« und sein »unsterbliches Lied« als »der Liebe Gesang«. Das abschließende Distichon versucht über das *Tertium comparationis* der Flamme, Jacobis schwärmerische Empfindsamkeit mit der zeitgemäßerer vaterländischen Begeisterung zu parallelisieren.

Georg Jacobi.

Willst du der Liebe Gefühl im keuschen Busen empfinden,  
 Willst du der heil'gen Natur rührende Stimme versteh'n,  
 Soll dich der Unschuld Reiz, nie alternde Jugend beglücken,  
 Höre sein Zauberlied, das dir so schmeichelnd ertönt.  
 Lieblich umspielt dich der Hauch, zart wie der Lispel der Weste,  
 Sein unsterbliches Lied ist nur der Liebe Gesang.  
 Ruhig wie die Natur ist seine heilige Muse,  
 Bist du der ruhige Quell, schaut sich der Himmel in dir.  
 Willst du das Schmeichelwort des holden Sängers vernehmen,  
 Willst die Natur du versteh'n, werde zur Liebe sie dir.  
 Er auch, der Sänger, warf des Gefühles keuschere Flamme,  
 Die jetzt nur flammender brennt, einst in Germaniens Brust.

**Patrick Peale [Gustav Anton Freiherr von Seckendorff]: Dem Greise Jacobi. Freiburg (Universitäts-Buchdruckerey) o. J. [nach 1809].**  
 Stadtarchiv Freiburg: Dwe 2342; UB Freiburg: Nachlass Jacobi I D



Dass Jacobi keineswegs nur von seinen oberrheinischen Dichterfreunden verehrt wurde, zeigt dieses Dichtergedicht. Seckendorff hielt zwischen 1808 und 1811 als Vortragsreisender unter dem Pseudonym Patric Peale in ganz Deutschland kunsthistorische Vorlesungen und populäre Vorträge über Deklamation und Mimik. Seine Reisen führten ihn offensichtlich auch nach Freiburg, wo er Jacobi begegnete.

Die daktylischen Dreieheber, die die etwas schwerfälligen acht Strophen einleiten, betonen den deliberativen Gestus des Gedichts. Der zweiteilige Aufbau ist unverkennbar. Die erste Hälfte des Gedichts würdigt Jacobis Trauer über seine toten Dichterfreunde Gleim und Pfeffel, erinnert ihn aber ans diesseitige Leben. Diese Erinnerung wird zum Tenor der Strophen 4 bis 8. Sie rufen den Dichter mit anaphorisch verstärkten Imperativen (»Weile, ach weile ... weile«) in die Gegenwart zurück. Dabei fungiert die botanische Metaphorik (Stamm, Sprossen, Myrthen, Blüten) als wichtiges Bindeglied zwischen den beiden Gedichtshälften: »doch hier, hier blühet Liebe auch Dir«, verspricht das Gedicht dem apostrophierten Jacobi, um in der Schlussstrophe statt der Metapher von der einsamen Wetter-Eiche Jacobi als Baum »im Hayn« mit »frischen Blätter[n]« verbildlichen. Hinter dem Motiv des Alters, das ja der Titel schon hervorhebt, tritt in diesem Widmungsgedicht das Dichtertum deutlich zurück: einzig die Wendung »Lieblicher Sänger« (v. 21) erinnert daran. Ansonsten wirkt das Gedicht eher wie ein Trostgedicht, das unmittelbar nach Pfeffels Tod (1809) – dies lässt die Erwähnung in der zweiten Strophe vermuten – entstanden sein könnte.

**[Friedrich Schulz:] Litterarische Reise durch Deutschland. Drittes Heft, Leipzig (Wucherer und Beer) 1786, 69.**

In seiner *Litterarischen Reise durch Deutschland* gibt Friedrich Schulz ein Porträt des Dichterprofessors Jacobi in Freiburg, in dem er das Bild vom empfindsamen Anakreontiker fortschreibt:

Johann Georg Jacobi, Professor zu Freyburg, und der einzige Dichter, den Deutschland in seiner Art aufzuweisen hat. Seine Manier hat er nach den Griechen und Franzosen gebildet; aber er ist zarter als jene, und geschwätziger als diese. Seine Sprache ist so sanft als sein Herz, und seine Scherze so fein als seine Empfindungen. Seine Philosophie beschäftigt sich hauptsächlich mit Liebe, Freundschaft, Gutherzigkeit, harmloser Unschuld, und mit jeder Tugend, die aus warmer Menschenliebe entspringt; sein Herz spricht fast immer, sein Kopf selten, und es scheint, als wenn wir durch diesen Umstand nichts verlören, denn sein Geist scheint sich nur mit Mühe von lachenden Bildern der Phantasie loszureissen, um die dürreren Felder der Speculation zu besuchen.

**Friederike Brun: [Besuch bei Jacobi in Freiburg 1801]. In: Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien in den Jahren 1801, 1802, 1803 nebst Anhängen vom Jahr 1805. Bd. 1. Zürich (Orell, Fübli und Co.) 1806, 107–115.**

LB Stuttgart: Geogr. oct. 1107 (1)

Zu den Reisenden, die nach Freiburg kamen, um den Dichterprofessor Jacobi zu besuchen, gehört neben dem italienischen Rheinromantiker Aurelio de' Giorgi Bertola die renommierte Reiseschriftstellerin Friederike Brun. Nach dem Frühstück bei Jacobi unternehmen Brun und ihr Begleiter Karl Viktor von Bonstetten eine Wanderung durch den Schwarzwald, kundig geführt von der »Hirtin«, Jacobis Ehefrau, um

Mittag und Abend bey Jakobi [zu verbringen], unter seinem friedlichen gastfreyen Dache, und in seinem kleinen Gärtchen hinter dem Hause [...], welches die Welt dieser sanften, stillen und süß in sich selbst geschmiegeten Seele ist. Er sagte uns seine beyden herrlichen Gedichte, den *Aschermittwoch*, und das Lied an die *Kirchhoflinde*, welche an *tieferm Sinn, Ernst, Größe* und Schönheit der *Diktion* zu den schönsten unserer Sprache gehören. *Reinheit der Sprache, Schönheit der Versifikation und Eleganz* sind vorausgesetzt, wenn von einem Gedicht von *Jakobi* die Rede ist. – Die glücklichen Stunden flohen auf Schmetterlingsflügeln – die Sonne sank an den heitern Berghöhn, und wir mußten scheiden von den geliebten Seelenverwandten. (115)

**Protokoll der allgemeinen Sitzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philologisch-philosophische Klasse vom 28. März 1808.**

Bayerische Akademie der Wissenschaften München, Archiv: Bd. 9, 62.

9. Großschreibung in Altkunsts.  
 11. Größe in Weinw.  
 Großlab in Folienm.  
 Harmonien in Leipzig.  
 J. G. G. Jacobi in Freiburg.

»Zu den schon ehemals auswärtigen ordentlichen Mitgliedern werden für die erste Classe durch die heutige Ernennung folgende hinzugefügt:

v. Gerstenberg in Altona.

v. Göthe in Weimar.

[...]

P[rofessor] J. G. Jakobi in Freyburg.«

**Karl Philipp Conz: Auf J. G. Jakobi's Tod. (1814.) In: Großherzogliches Badisches privilegiertes Freyburger Wochenblatt auf das Jahr 1817 [Freyburger Zeitung], 22. Oktober 1817, Nr. 85, 954.**

UB Freiburg

Auf J. G. Jakobi's Tod.  
(1814.)

Süßer Sänger, dir schmückten mit Blumen dein Leben die Musen,  
Und die Grazien hold; auch um das Silbergelock  
Wanden dir, edler Greis, noch die Heiteren heitere Kränze  
Und geleiteten dich segnend ins schönere Land.  
Gaben brachten dir stets des Jahres beginnende Horen,  
Wie mit zärtlichem Dank selbst dein Gesang es gerühmt.  
Sieh' auch die frühe des kreisenden Jahrs glückwaltende Hore,  
Zu dem Lorbeer gesellt, brachte die Palme sie dir.

Karl Philipp Conz' (1762–1827) elegische Distichen *Auf J. G. Jakobi's Tod* interpretieren Jacobis sanften Übertritt »ins schönere Land« als Geschenk der von ihm so gerne bedichteten Grazien und Horen. Die redaktionelle Anmerkung zum vorletzten Vers stützt diese Darstellung: »Jacobi's Schwanengesang war das Gedicht auf den Eintritt des Jahrs 1814, das in unserm Blatte abgedruckt ist. Den dritten des Januars darauf selbst starb er eines sanften, leichten Todes, wie nach der alten Sage die Götter ihn nur ihren Lieblingen schenkten.«

**Ernst Münch: Auf J. G. Jakobi's Grab. Zu Freiburg im Jahre 1818. In: Ders.: Schwarzwaldrosen. Aachen und Lüttich (Mayer) 1831, 39–44.**

UB Freiburg: E 6799,f; mit hs. Widmung des Verf.: »Seinem theuersten und innigstgeliebtesten Rotteck trotz Bewegung und Juste milieu der Verfasser.«

Ernst Münch (1798–1841), der 1815 bis 1818 in Freiburg studierte, rasch zum Lieblingsschüler Karl von Rottecks avancierte und später als außerordentlicher Professor der historischen Hilfswissenschaften an der Alberti-

na wirkte, schließt sich mit seiner 1818 gedichteten, aber erst 1831 veröffentlichten Elegie formal an Conz' Dichtung an. In weit ausgreifender Darstellung präsentiert Münch in der ersten Hälfte des Gedichts eine Wallfahrt zu Jacobis »heilige[m] Grab«, die eine ätherisch-atmosphärische Gegenwärtigkeit des Verstorbenen inszeniert (V. 1–32, hier 8). In der zweiten Gedichthälfte (33–62) tritt an die Stelle spiritueller Präsenz des Dichters bei seinem Grab ein im Präteritum vorgetragenes Lebensresümee. Es reicht von der »Wiege« (33) bis zum »Alter« (58). Über den Tod hinaus führen die beiden letzten Distichen (59–62), die Jacobis Nachruhm gelten.

Das Bild, das Münch von Jacobi zeichnet, bestimmen empfindsame Motive: »Thränen« und »Sehnsucht« aus den »Tiefen der Brust«, die schon dem Säugling zugeschrieben werden (33–36), die Fähigkeit zur »himmlisch empfindend[en]« Verklärung der Welt (38), zum Erschaffen der Natur und ihrer Erscheinungen aus der Phantasie (40–42). Ebenso wie Jacobis Dichten werden seine naturfromme Religiosität und seine Freundschaftspflege ganz im Licht der Empfindsamkeit gesehen. Beides gehört untrennbar zusammen – die Religion wird zu Jacobis treuestem »Freunde« erklärt (47f.), und ihr »Heiligthum« steht im »Herzen« der besten Freunde (50). Die wichtigsten seiner Weggefährten bündelt der abschließende Katalog:

*Einem Freunde bewahrt' er die Treu vor allen Genossen,  
Dir, o Religion! göttlicher Cherub, zu dir  
Trieb ihn das innerste Seyn; doch in vielen biedern Herzen  
Sucht er dein Heiligthum auf. P[feffel] und Schlosser und Voß,  
Cynthias und Urania's Priester, Klopstock und Wieland,  
Claudius, Stolberg u. Gleim schlossen den herrlichen Kreis,  
Treuer Freundschaft um ihn und Nick und der männliche[ ] Rotteck;  
Ittner, der Treffliche auch, und der den Dängele Geist  
Auf dem Feldberg besang [scil. J. P. Hebel], und Jünglinge edleren Aufschwungs,  
Männer voll Kraft und Gluth, Frauen voll Teutschem Gemüth;  
Und der Edlen so viel – getrennt durch Hügel und Ströme,  
Blieben dem sinnigen Greis Labsal in Alter und Trost.  
Und in der fühlenden Brust von Freiburgs blühenden Töchtern  
Ward ihm ein Denkmal erbaut, welches kein Alter zerstört.  
Oft noch ertönt sein Gesang an hehren Erinnerungstagen,  
Und der Enkel bekränzt dankbar des Herrlichen Bild.\*) (V. 47–62)*

- \*) Auf dem schönen poetischen Friedhof zu Freiburg unter der Trauerweide geschrieben, welche das Grab Jakobi's und seines einzigen Sohnes überschattet.

In Münchs Darstellung verklammert Jacobis Freundschaft unterschiedliche Epochen, überwindet räumliche Trennungen und wirkt bis in die Gegenwart fort. Mag sich das lyrische Ich schon unter die »Jünglinge edleren Aufschwungs« rechnen (55), so charakterisiert es sich zuletzt als »Enkel« (62),

der die Erinnerung an Jacobi pflegt und damit – noch in den Wirren der Zeit um 1830, auf die Münchs handschriftliche Widmung anspielt – an dessen sympathisch-ausgleichendem Wesen partizipiert.

**Ernst Münch: Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten sieben und dreißig Jahren eines teutschen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellektuelle und sittliche Leben von 1815 bis 1835 in der Schweiz, in Teutschland und den Niederlanden. Erster Band. Karlsruhe (Müller) 1836.**

UB Freiburg: G 101–1

Münchs Memoiren enthalten ein stadt- und universitätsgeschichtlich interessantes Panorama der Zeit um 1815. Münch, der selbst aus dem ehemals vorderösterreichischen Fricktal stammt, betont hier, dass bei seiner Ankunft in Freiburg die »Wunde über das Fehlschlagen einer süßen Hoffnung, der Wiedervereinigung mit dem theueren Herrscherhause Oesterreich« noch ganz frisch gewesen sei (179), und schildert seine damaligen Universitätslehrer (Rotteck, Sauter, Lugo u. a.) als Bewahrer josephinischen Geistes in badischer Zeit. Obschon er den 1814 verstorbenen Jacobi nicht mehr persönlich kennenlernen konnte, würdigt er dessen Verdienste ausführlich und erklärt Jacobi mit seiner Mischung von Patriotismus und kosmopolitischer Toleranz, Religiosität und empfindsamer Freundschaftspflege zu *dem* Repräsentanten aufgeklärter Liberalität an der Freiburger Universität. Wie sehr für Münch gerade Jacobi die nachklingende josephinische Periode der Freiburger Universität prägt, unterstreicht auch sein Gedicht *An Albertina*, das Freiburg als Ort bezeichnet, »wo dein Jakobi schläft« (Freyburger Wochenblatt, 25. Februar 1818, Nr. 16, 145).

Erzählungen seiner Witwe sind die wichtigste Quelle für Münchs Jacobi-Porträt:

Oft besuchte ich seine Wittve, einst ein kräftiges, schlichtes Schwarzwäldermädchen, jedoch mit schwärmerischer Anlage, das er [...] sich ausgesucht und selbst gebildet hatte, und wir sprachen Stunden lang über den Trefflichen und die schönen Tage, die er sich und Andern geschaffen [...] [Die Trauernde suchte] noch manches Jahr nach seinem Tode ihre lieblichste Unterhaltung auf dem Grabe der zwei Vereinigten [*scil.* Jacobis und seines frühverstorbenen Sohnes] bisweilen in stiller Mitternacht [...], so daß darüber mehr als eine wunderliche Sage von Erscheinungen sich verbreitete und die Arme von schlimmen Nachrichten über ihren eigenen Zustand nicht unverschont blieb. Die Leute betrachteten sie als eine Halbverrückte und Nachtwandlerin. Sie aber schwelgte in ihrem süßen Schmerz und fand in den frommen Schriften des Verklärten das Manna, welches ihre unstillbare Sehnsucht bedurfte. Oft schlich ich mich von dem geräuschvollen Casino oder dem Commerstische, die holden Schönen und die patriotischen Trinksprüche willig opfernd, zu dieser melancholischen, monotonen Frau, blos um ein frommes Kapitel der Geschichte ihres Her-

zens und ihrer Liebe anzuhören, und mit dem Schlüssel [...] fand ich in Jakobi's Dichtungen Manches, was vielleicht nicht jeder darin suchen wird. (S. 217)

**Henriette von Montenglaut: An die Frau Professoarin Jacobi. Wittve des kürzlich verewigten edlen Menschen, und gemüthvollen Dichters Jacobi in Freiburg im Breisgau. In: Dies.: Herbstblumenkranz. Niedergelegt auf das Grab des ehrwürdigen Greises des lieblichen Dichters Jacobi in Freiburg im Breisgau. Darmstadt (Stahl) 1814, 192–194.**

UB Freiburg: E 6792,0

Während die »einfachen, lieblichen, harmlosen Lieder des Sängers der Psyche und der Charitinnen« nach und nach verklangen und Jacobis Nachruhm mehr und mehr in den »literargeschichtlichen Nomenclaturen« gepflegt wurde (Münch, Erinnerungen, Bd. 1, 215), dauerte das persönliche Interesse an Jacobis Witwe – wegen ihrer einfachen Herkunft und ihrem sonderlich-schwärmerischen Verhalten – noch länger an und führte zu poetischen Würdigungen.

Ein erstes Zeugnis bietet der *Herbstblumenkranz* der später als Dramatikerin, Novellistin und Scott-Übersetzerin hervorgetretenen Henriette von Montenglaut (1768–1838). Obzwar als Ganzes *niedergelegt auf das Grab [...] des lieblichen Dichters Jacobi*, bezieht sich die literarische Debütantin nur im Schlussgedicht ihrer Sammlung auf Jacobi. Nach drei Eingangstropfen, die Jacobis Witwe als »Liebliche«, »Trefliche« und »Herrliche« apostrophieren, ihre Herkunft in bardischer Metaphorik umschreiben und sie zum Muster treusorgender Gattenliebe stilisieren, markiert das »Ach!« der vierten Strophe zugleich die Anteilnahme des lyrischen Ichs wie den perspektivischen Wechsel des Gedichts auf den nun verstorbenen »Sänger«, dessen »ew'ger Nachruhm« auch auf seine Witwe abstrahle. Bemerkenswerter aber als Montenglauts topische Panegyrik, von der sie auch die »Unsterblichkeit« ihrer eigenen, an Jacobis Grabkreuz angehefteten »Lieder« erhofft (V. 33–36), ist sicher dessen postume Indienstnahme für die nationale Befreiungsbewegung:

Und schaut' er nicht der Freiheit heil'gen Tag  
 Und durft' er nicht die irrdisch goldne Lyra,  
 Mehr stimmen zu des Volkes Siegesgesang:  
 Dort oben klingt ihm sein unsterblich Lied  
 Er segnet dich! – sein deutsches Vaterland,  
 Der guten Sache kräftiges Gedeihen,  
 Der deutschen Sängler heilig Dankgebet;  
 Auch mich aus hellen Sternen grüßt sein Blick. (V. 25–32)

**Emil Frommel: Die Vögtin aus dem Tobel. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Erzählungen für das Volk. Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts in einer fortlaufenden Reihe von Bändchen. Bd. 6. 5. Auflage. Berlin (Wiegandt und Grieben) 1891, 74–94.**

LB Karlsruhe

Emil Frommel (1828–1896), der volkstümliche Erzähler und Hofprediger Kaiser Wilhelms I., gestaltet Jacobis Treppenhochzeit nach dem literarischen Muster der pädagogischen Ehe, das etwa Karl Immermanns *Der neue Pygmalion* (1823/29) und Gottfried Kellers *Regine* (1881) in der deutschen Novellistik des 19. Jahrhunderts etablierten. Ohne in seiner Erzählung Jacobi namentlich zu nennen, bezieht sich Frommels *Die Vögtin aus dem Tobel* (zuerst 1873) in allen historisch-lokalen Details auf dessen Ehegeschichte, auf die er wohl durch Joseph Baders *Meine Fahrten und Wanderungen im Heimatlande* (= *Das badische Land und Volk*. Bd. 2. Freiburg 1856, 229ff.) aufmerksam geworden ist.

Schon die einleitend genannten Parallelfälle, die »Geschichte vom Aschenbrödel« und die der »Agnes Bernauerin« (75), deuten auf die Mischung märchenhaft verklärender und moraldidaktisch warnender Züge in Frommels Erzählung von einer unstandesgemäßen Heirat: »Ob's zwar immer gut thut, wenn Einer aus dem Staub hinaufgehoben wird und seine Barfüßigkeit gegen goldene Pantoffeln eintauscht, will der Verfasser nicht behaupten« und empfiehlt seine Geschichte daher auch als »Pülverlein gegen die liebe Hoffart« (ebd.). Entsprechend wird der soziale Aufstieg des poetisch begabten Hirtenmädchens, das durch seine Anstellung im Sickinger Palais Kontakt zu einem freundlichen Gelehrten findet, diesem als »weibliche Studentin« viel Freude macht, als Haushälterin in sein Haus zieht und schließlich seine Frau wird, zwar in hellen Farben gezeichnet, aber immer wieder dunkel grundiert: eine »Waldblume zu versetzen [...] thue selten gut« (79). Der Tod des einzigen Kindes, zunehmender Griesgram und Menschenscheu des alternden Gelehrten werfen finstere Schatten auf die letzte Ehezeit, und ihre Witwenjahre verbingt das einst lebensfrohe Hirtenmädchen gebrochen und geistig umwölkt: »So starb sie in diesem Jahrhundert, ungekannt und unbeweint« (93).

**Ralf Georg Bogner: Nächtliche Begegnung. Der Alte Stadtfriedhof zu Freiburg im Breisgau. In: Totenacker-Spaziergänge. Sentimentale Reise zu fünfzehn Friedhöfen im deutschen Südwesten. Mit Illustrationen von Oda Ruthe. Heidelberg (Elfenbein) 1998, 29–36.**

Privatbesitz

In personalisierter Er-Erzählung, aus der Perspektive Johann Georg Jacobis, schildert der österreichische Literaturhistoriker Bogner eine nächtliche Begegnung zwischen Jacobi und seinem Gegner in der Vorderösterreichischen Regierung Joseph von Sumeraw auf dem Alten Friedhof. Dem Leser wird der alte Jacobi ans Herz gelegt:

So schlich Jacobi in tiefer Nacht auf den Kirchhof. Hier kam sein von Freunden verlassenes trauriges Herz in Einklang mit dem einsamen trüben Totenacker. Und er war seinem Fritzchen nahe! Sein braves Weib, nicht einmal halb so alt wie er es war, schlief einstweilen mit der gesegneten Ruhe von jungen Menschen. Auch sonst hatte bislang noch niemand die abseitigen Wege seiner Nächte gekreuzt – bis heute. (35)

### **Ruhm und Nachruhm in der Musik**

Länger und intensiver als im geschriebenen Wort wirkte Johann Georg Jacobis Werk in der Musik fort. Das gilt in erster Linie für das solistisch (und seltener chorisch) besetzte Lied. Bezeugen die zahlreichen Notenbeilagen in allen von Jacobi herausgegebenen Periodika seine Wertschätzung für die Vokalmusik, so zeigt ihn schon die frühe *Iris* als kenntnisreichen Theoretiker des Liedes und des Gesangs. Demgemäß hat Jacobi viele seiner Gedichte nach dem zeitgenössischen Ideal der Sangbarkeit geschrieben und häufig bereits im Erstdruck gemeinsam mit einer Vertonung publiziert. Gerade auch seiner späten Lyrik der Freiburger Zeit suchte der Dichter auf diese Weise eine breite Rezeption zu sichern. Dazu stand er mit bedeutenden Komponisten seiner Zeit in persönlichem Kontakt, die – wie Johann Abraham Peter Schulz und Johann Friedrich Reichardt – gerne Noten zu Jacobis Texten beisteuerten. Darüberhinaus wurden seine Texte von zahlreichen Zeitgenossen und Nachgeborenen vertont: Allein bis zum Jahre 1800 sind weit über 80 verschiedene Lieder nach Gedichten Jacobis zu ermitteln, darunter Lieder von den genannten Schulz und Reichardt, daneben von Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart und etlichen heute weniger bekannten Meistern. Im 19. Jahrhundert setzten unter anderen Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Robert Schumann die Linie der Jacobi-Komponisten fort.

Manche der Lieder – so vor allem »Sagt, wo sind die Veilchen hin« in Schulz' Vertonung – erreichten schon zu Jacobis Lebzeiten große Popularität. Der einfachen Diktion seiner Texte, die – wie eben dieses Beispiel dokumentiert – an älteren volksläufigen Mustern orientiert ist, entsprach kongenial die programmatische Simplizität mancher Vertonung. So fanden einige der *Jacobi-Lieder im Volkston* den Weg in bedeutende Sammlungen, sie wurden in Flugschriften verbreitet und hielten sich bis über das 19. Jahr-

hundert hinweg im Repertoire des geselligen Liedes. Doch auch zum Kunstlied hat, wie besonders Schuberts Auseinandersetzung mit seinen Gedichten bezeugt, Jacobi so wichtige Texte beigesteuert wie das *Lied des Orpheus, als er in die Hölle ging*, nach dem Schubert eine seiner großen dramatischen Szenen gestaltete.

Hinter seinen Liedern stehen wirkungsgeschichtlich Jacobis Dichtungen für das Musiktheater deutlich zurück – kaum eine der damaligen Kompositionen hat über die Erstaufführung hinaus gewirkt, viele sind heute verschollen. Doch werkgeschichtlich nehmen Jacobis Texte für die Musikbühne gerade in seiner Freiburger Zeit eine bedeutende Stelle ein. Hatte er bereits um 1770 einige musikdramatische Gelegenheitswerke geschaffen, so partizipiert Jacobi um 1785/90 an den Bemühungen um ein deutsches Singspiel. In der Nachfolge Christoph Martin Wielands und ermuntert von dem Mannheimer Engagement für ein Deutsches Nationaltheater vollendete Jacobi in Freiburg zwei Singspiele: Den schon 1783/84 begonnenen *Tod des Orpheus* (Erstdruck 1790) und *Phädon und Naide, oder der redende Baum* (1788). Letzteres, das bereits seine Vertrauten als Aufarbeitung von Jacobis häuslichen Verhältnissen verstanden, bezeugt Jacobis vermittelnde Position zwischen kultischer Religiosität und aufklärerischem Freidenkertum ebenso wie sein Lustspiel *Die Wallfahrt nach Compostel* (1792). Für die städtische Bühne verfasste Jacobi noch ein Ballet *Iris* (1786), eine (wohl Fragment gebliebene) Oper *Charmides und Theone* (1790) sowie ein Lustspiel mit Gesangseinlagen *Trampagos*, von dem sich lediglich ein Aufführungsbericht im *Freyburger Wochenblatt* erhalten hat. All dies unterstreicht, dass Jacobi das städtische Theaterleben intensiv befruchtete und darüberhinaus mit seinen Singspieltexten der nationalen Kultur im größeren Genre neue Impulse geben wollte.

Max Friedländer: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Quellen und Studien. 2 Bde. Stuttgart und Berlin 1902. – Dieter Martin: »Sagt, wo sind die Veilchen hin«. Zur Entstehungs- und Erfolgsgeschichte von Johann Georg Jacobis Kunstlied im Volksmund. Demnächst in: Jahrbuch für Volksliedforschung. – Walter Salmen: Johann Friedrich Reichardt. Komponist, Schriftsteller, Kapellmeister und Verwaltungsbeamter der Goethezeit. Freiburg und Zürich 1963. – Hermann Anton Weisser: J. G. Jacobis Singspiele und seine Stellung in der Geschichte der Wiederbelebung der deutschen ersten Oper in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diss. masch. Freiburg 1921. – Gottfried Weissert: Das Mildheimische Liederbuch. Studien zur volkspädagogischen Literatur der Aufklärung. Tübingen 1966.

**Johann Georg Jacobi (Text) / Johann Abraham Peter Schulz (Musik):** Nach einem alten Liede. »Sagt, wo sind die Veilchen hin, Die so freudig glänzten«. In: *Musen Almanach für 1783*. Herausgegeben von [Johann Heinrich] Voß und [Leopold Friedrich Günther von] Goeckingk. Hamburg (Bohn) [1782], 22–24.

UB Freiburg: E 5159–1783 (Rara)

The image shows a handwritten musical score for a song. It consists of three systems of music, each with a vocal line and a piano accompaniment. The lyrics are written in cursive below the notes. The first system is marked 'p. 22' and 'p. 22'. The second system is marked 'Mit Acciacciatore'. The third system is marked 'p' and 'pp'. The lyrics are: 'Sein müßiger Lenzjungling', 'Sagt, wo sind die Veilchen hin, die so freudig glänzten,', 'und der Lenz = Lenzjungling ist von Weg bekränzt. Jungling,', 'Ach! der Lenz verfliehet: diese Veilchen sind verblüht'.

Sein populärstes Lied »Sagt, wo sind die Veilchen hin Die so freudig glänzten« dichtete und veröffentlichte Jacobi kurz vor seiner Übersiedlung nach Freiburg. Der Titel *Nach einem alten Liede* weist auf eine ältere Vorlage und rückt das Gedicht in die deutsche Volksliedbewegung ein, die Johann Gottfried Herder und Gottfried August Bürger in den 1770er Jahren begründet hatten. Wie aber noch Arnims und Brentanos *Wunderhorn* keineswegs nur die versprochenen *Alten deutschen Lieder* enthält, sondern beispielsweise auch eine Bearbeitung von Christian Adolf Overbecks »Blühe liebes Veilchen«, so folgt auch Jacobis empfindsame Veilchen-Reminiszenz einer recht jungen Quelle.

Aufgrund öffentlicher Nachfrage im *Journal von und für Deutschland* zeigte nämlich bereits ein Zeitgenosse in einem Beitrag *Ueber den Verfasser des Liedes: Sagt, wo sind die Veilchen hin etc.*, dass Jacobi dem ebenda mitgeteilten *Gartenlied* des kurfürstlich sächsischen Hofsekretärs Carl August Svabe (um 1717–nach 1789) eng verhaftet ist. Demnach habe Svabe das um 1750 gedichtete Lied seinerzeit nicht drucken lassen, nach dem Siebenjäh-

rigen Krieg aber »mit eigenen Augen gesehen, daß es völlig zum Volksliede geworden, und auf einem Jahrmarkt in Dresden unter andern Liedern von einer alten Frau das Stück für 3 Pfenninge verkauft, aber durch schlechten und fehlerhaften Druck sehr verunstaltet worden« sei, »aus welchem Staube hernach Herr Canonicus Jacobi diese verirrte Weise herausgezogen, und in die bessere Gökingsische Gesellschaft gebracht« habe (*Journal von und für Deutschland* 5 [1788], St. 2, 202; St. 7, 70; 6 [1789], St. 2, 180–182, hier 181).

### Aria XXXVII

V. 1

Sagt wo sind die Feilgen bin, die aus jenen Dörfern  
ich einst meine Bekanntschaft gemacht zusammen kamen  
 Feilgen die bist ungesund, kranke Feilgen sind ungesund.!

Sind die Feilgen nicht mehr hier, die aus jenen Dörfern.  
in der besten Feilgen Jahr, auch so gemacht, kranke  
 Feilgen die bist ungesund, kranke Feilgen sind ungesund.

V. 2

Wo ist denn die Last bin, meine beste Freude,  
in der besten Feilgen Jahr, auch so gemacht, kranke  
 Feilgen die bist ungesund, kranke Feilgen sind ungesund.

V. 3

Wo sind die Feilgen bin, die sonst so gern spazieren,  
ich einst meine Bekanntschaft gemacht zusammen kamen  
 Feilgen die bist ungesund, kranke Feilgen sind ungesund.!

V. 4

Sind die Feilgen denn nicht da, mit dem schwarzen Schwarm,  
ich einst meine Bekanntschaft gemacht zusammen kamen  
 Feilgen die bist ungesund, kranke Feilgen sind ungesund.

V. 5

Denn aus ich einst nicht mehr bin, mein Feilgen wird fragen  
ich einst meine Bekanntschaft gemacht zusammen kamen  
 Feilgen die bist ungesund, kranke Feilgen sind ungesund.

**[Carl August Svabe: Gartenlied.] »Sagt wo sind die Veilgen hin«. In: Handschriftliches Liederbuch [um 1750]. 148 Seiten, zwei lose Blätter, 17 x 22 cm. 64 Lieder, Aria XXXVIII, 52–53.**

Deutsches Volksliedarchiv Freiburg: HL 18

In der frühesten bekannten, handschriftlichen Überlieferung zählt Svabes *Gartenlied*, wie später Jacobis Umdichtung, sechs Strophen und hat folgenden Wortlaut:

Sagt, wo sind die Veilgen hin,  
die aus jenen Rasen  
ich und meine Schäferin,  
sonst zusammen lasen?  
Freund du bist umsonst bemüht,  
diese Veilgen sind verblüht.

Sind die Tulpen nicht mehr hier,  
die auf jenen Beeten,  
in der bunten Farben Zier,  
sich so prächtig bläthen:  
Freund du bist umsonst bemüht,  
diese Tulpen sind verblüht.

Wo ist denn die Rose hin,  
meine beste Freude,  
dieser Blumen Königin  
in dem Purpur Kleide.  
Freund du bist umsonst bemüht,  
[*Lücke, wohl:* diese Rose ist verblüht.]

Wo sind denn die Freunde hin,  
die sonst hier spazirten,  
und von nicht denn Lied und [*Lücke, wohl:* Wein]  
frohe Reden führten!  
Freund du bist umsonst bemüht,  
diese Freunde sind verblüht.

Sind die Mädgens denn nicht da,  
mit den schwarzen Haaren,  
die vor wenig Zeiten ja,  
hier zu finden waren.  
Freund du bist umsonst bemüht,  
[*Lücke, wohl:* diese Mädchen sind verblüht.]

Wenn auch ich einst nicht mehr bin,  
und ein Freund wird fragen,  
wo ist unser Dichter hin,  
spricht, was wollt ihr sagen.  
Nichts als unser altes Lied,  
auch der Dichter ist verblüht.

**Christian Wilhelm Kindleben [Bearbeiter]: Von der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller Dinge. In: Studentenlieder. Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen Florido genannt, gesammelt und verbessert von C[hristian] W[ilhelm] K[indleben]. [Halle] 1781, 66–69.**

Deutsches Volksliedarchiv Freiburg: V 6/850

In welcher Quelle Jacobi die Vorlage für sein Veilchen-Lied kennenlernte, ist kaum mehr zweifelsfrei festzustellen. Zeitlich am nächsten kommt seiner Umdichtung eine Bearbeitung in Christian Wilhelm Kindlebens *Studentenliedern* (Halle 1781), die das Lied auf neun Strophen erweitert, den Refrain einem »Chor« zuweist und den Text mit einer Anmerkung versieht, die Jacobis Neufassung und den Titel *Nach einem alten Liede* angeregt haben mag:

»Dieses Lied ist freilich alt; aber es hat doch eine reine fließende Versifikation, und ich bin nicht so, wie die neuen Gesangbüchler die alles Alte bloß darum wegschmeissen, weil es alt ist, ob sie gleich dem verbanneten Alten nicht Besseres substituiren.«

**Johann Georg Jacobi an Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Düsseldorf, 4. November 1782. Eigenhändiger Brief mit Unterschrift. 1 Doppelblatt 18,7 x 11,5 cm, 4 S. beschr.**

Gleimhaus Halberstadt: Hs. A 1692

In einem Brief an seinen fernen Freund Gleim bezieht Jacobi das Veilchen-Lied sentimentalisch auf sein eigenes Dichterleben.

Lieber Gleim! der Ton des Liedes: Sagt, wo sind die Veilchen hin? ist seit einigen Jahren der Ton meines Herzens gewesen: denn viel, sehr viel ist mir abgestorben, das zur Freude meines Lebens gehörte. Eins nach dem andern gieng dahin, wie die *Veilchen*, die *Rosen*, der *Bach*, u nd die *Laube*. Das *Mädchen* that mir am wehesten. Da gieng ich umher, u nd fragte, wie ienes Lied; aber nichts kehrte zurück. Endlich fragte ich nicht mehr, u nd trauerte still. Desto schlimmer! der letzte Trost, mein Leiden zu singen, auch der verließ mich. Ach! so lange noch die Phantasie einen begleitet, u nd hier u nd dort einzelne Rosen zeigt; wär' es nur, um sie auf ein Grab zu streuen; so lange hat man nicht alles verlohren; aber leider heißt es bey mir: *Auch der Sänger ist verblüht!* Dennoch, liebster, bester Gleim, soll unsre Freundschaft nicht welken, wie die Veilchen, oder versiegen, wie der Bach; u nd Jacobi u nd Gleim sollen nicht, wie Klopstock und Gleim, einander absterben. Das sollen sie wahrlich nicht!

Johann Georg Jacobi (Text) / Johann Abraham Peter Schulz (Musik):  
 »Sagt, wo sind die Veilchen hin, Die so freudig glänzten«. In: Lieder im Volkston, bey dem Claviere zu singen, von J[ohann] A[braham] P[eter] Schulz, Capellmeister Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Zweyter Theil. Berlin (Decker) 1785, 30.

Deutsches Volksliedarchiv Freiburg: V 3/2064

30

Andantino.

Sagt, wo sind die Veilchen hin, die so freudig glänzten und der Blumen köstlich ist ren  
 kränzen? Jüngling ach! der Lenz entfliehet: diese Veilchen sind verblüht.

Etwas langsam.

kränzen? Jüngling ach! der Lenz entfliehet: diese Veilchen sind verblüht.

### Lied.

Sagt, wo sind die Veilchen hin,  
 Die so freudig glänzten,  
 Und der Blumenkönigin  
 Ihren Weg bekränzten?

Jüngling, ach! der Lenz entfliehet:  
 Diese Veilchen sind verblüht.

Sagt, wo sind die Rosen hin,  
 Die wir singend pflücken,  
 Als sich Hirt und Schäferin  
 Hut und Wägen schmücken?

Mädchen, ach! der Sommer fliehet:  
 Diese Rosen sind verblüht.

Rühe denn zum Wächlein mich,  
 Das die Veilchen tränkte,  
 Das mit leisem Murmeln sich  
 In die Thäler senkte.

Lust und Sonne glühten sehr:  
 Jenes Wächlein ist nicht mehr.

Bringe denn zur Laube mich,  
 Wo die Rosen standen,  
 Wo in trauer Liebe sich  
 Hirt und Mädchen fanden.

Wind und Hagel stürmten sehr:  
 Jene Laube ist nicht mehr.

Sagt, wo ist das Mädchen hin,  
 Das, weil ich erblickte,  
 Sich mit demutvollen Sinn  
 Zu den Veilchen bückte?

Jüngling! alle Schönheit fliehet:  
 Auch das Mädchen ist verblüht.

Sagt, wo ist der Säng' er hin,  
 Der auf bunten Weiden  
 Veilchen, Ros' und Schäferin,  
 Laub' und Wädh' gepriesen?

Mädchen! unser Leben fliehet:  
 Auch der Säng' er ist verblüht.

Jacobi

Schon die Erstveröffentlichung von Jacobis Lied im *Musen Almanach* (1783) begleitete jene Komposition des Johann Abraham Peter Schulz (1747–1800), der es seine lang anhaltende Popularität verdanken sollte. Die überarbeitete Vertonung übernahm Schulz 1785 in seine *Lieder im Volkston*, die im ausgehenden 18. Jahrhundert zur repräsentativen Sammlung volkstümlicher, klavierbegleiteter Lieder avancierten und neben kompositorischen Musterstücken auch eine präzise produktions- und wirkungsästhetische Bestimmung des populären Liedes enthalten:

In allen diesen Liedern ist und bleibt mein Bestreben, mehr *volksmäßig* als *kunstmäßig* zu singen, nemlich so, daß auch ungeübte Liebhaber des Gesanges, so bald es ihnen nicht

ganz und gar an Stimme fehlt, solche leicht nachsingen und auswendig behalten können. Zu dem Ende habe ich nur solche Texte aus unsern besten Liederdichtern gewählt, die mir zu diesem Volksgesange gemacht zu seyn schienen, und mich in den Melodien selbst der höchsten Simplizität und Faßlichkeit beflissen, ja auf alle Weise den *Schein des Bekannten* darinzubringen gesucht, weil ich aus Erfahrung weiß, wie sehr dieser Schein dem Volksliede zu seiner schnellen Empfehlung dienlich, ja nothwendig ist. [...] Denn nur durch eine frappante Aehnlichkeit des musikalischen mit dem poetischen Tone des Liedes; durch eine Melodie, deren Fortschreitung sich nie über den Gang des Textes erhebt, noch unter ihm sinkt, die, wie ein Kleid dem Körper, sich der Declamation und dem Metro der Worte anschmiegt [...], erhält das Lied den Schein, von welchem hier die Rede ist, den Schein des Ungesuchten, des Kunstlosen, des Bekannten, mit einem Wort, den *Volkston*, wodurch es sich dem Ohre so schnell und unaufhörlich zurückkehrend, einprägt. (Tl. 1, <sup>2</sup>1785, Vorrede)

Schulz' Jacobi-Vertonungen – neben dem Veilchen-Lied noch das *Lied auf den 16. September* (»Willst du frei und lustig gehn«; Bd. 1, 3) – veranschaulichen die praktische Umsetzung seiner programmatischen Liedästhetik. Gemäß seinem Zweck, »gute Liedertexte allgemein bekannt zu machen«, verzichtet Schulz auf »alle unnütze Zierereyen sowol in der Melodie, als in der Begleitung« (ebd., Vorrede), vertont den Text streng strophisch und lässt die Instrumentalstimme nicht hervortreten. Illustrative Tonmalereien sucht man im Klavierpart ebenso vergeblich wie interpretierende Vor-, Zwischen- und Nachspiele. Gleichwohl gelingt Schulz eine ausdrucksvolle und charakteristische Komposition, auf die seine Bekleidungsmetaphorik vollgültig zutrifft. Denn die Gliederung von Jacobis Text, der seiner Vorlage entsprechend in jeder Strophe vier sentimental fragend-suchende Verse in zwei Schlussversen desillusionierend beantworten läßt, übersetzt Schulz in seine einfache Musiksprache: durch rhythmischen Wechsel in einen getragenen  $\frac{6}{8}$ -Takt sowie durch eine harmonische Ausweichung ins traurige Moll, die in den ersten beiden Strophen exakt auf Jacobis empfindsam-elegisches »ach« eintritt.

**Johann Georg Jacobi: »Sagt, wo sind die Veilchen hin, Die so freudig glänzten«. In: Mildheimisches Liederbuch von acht hundert lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann. Gesammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und ächter Tugend, die den Kopf nicht hängt, von Rudolph Zacharias Becker. Neue vermehrte und verbesserte [fünfte] Ausgabe. Gotha (Becker) 1815, 265–266.**

Deutsches Volksliedarchiv Freiburg: V 3/2681

Die Breitenwirkung von Schulz' Jacobi-Vertonung dokumentiert ihre Aufnahme in das erfolgreichste Liederbuch der Zeit um 1800. Um seinen *Versuch über die Aufklärung des Landmannes* (1785) praktisch in die Tat zu

setzen, veröffentlichte der Gothaer Volksaufklärer Rudolph Zacharias Becker (1752–1822) zunächst sein *Noth- und Hülf-Büchlein für Bauersleute, oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfs Mildheim* (1788), das in eine unterhaltsame Rahmenhandlung Ratschläge für eine vernunftgemäße Lebensführung einbettet. Dem folgte gut zehn Jahre später die erste Auflage des *Mildheimischen Liederbuchs*, das sich in vielen Auflagen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gegen das *Wunderhorn* und andere romantische Liedersammlungen behauptet hat. Die dort versammelten Lieder – eine Mischung neugedichteter und -komponierter Gedichte mit bereits eingeführten populären Liedern – sollten die Bewohner des erfundenen Dorfs mit dem sprechenden Namen Mildheim in allen Lebenslagen einfühlsam begleiten und in ihrer rationalen Grundhaltung festigen. Parallel zu der kostengünstig hergestellten Textausgabe, die die Lieder im zweispaltigen Satz ohne Verseinteilung bietet, brachte Becker Notenausgaben heraus und bot zu Jacobis Lied wiederum Schulz' bereits volkstümliche Vertonung.

**Johann Georg Jacobi (Text) / Johann Abraham Peter Schulz (Musik): Vergänglichkeit.** »Sagt, wo sind die Veilchen hin, Die so freudig glänzten.«. In: *Concordia. Anthologie classischer Volkslieder für Pianoforte und Gesang. Herausgegeben und bearbeitet von F[rantz] L[udwig] Schubert. Zweiter Band. Dritte Auflage. Leipzig (Schäfer) [um 1860], Nr. 347, 10.*

Deutsches Volksliedarchiv Freiburg: V 3/1250

Die langanhaltende Verbreitung von Jacobis Lied dokumentiert – als eines von überaus zahlreichen Beispielen, die das *Deutsche Volksliedarchiv* (Freiburg) verwahrt – etwa die erfolgreiche, von Franz Ludwig Schubert (1804–1868) herausgegebene *Concordia*. Gegenüber der schlichten Aussetzung des Originals ist der Klaviersatz hier durch Füllstimmen und Oktavierungen erheblich opulenter gestaltet und damit dem musikalischen Zeitgeschmack des mittleren 19. Jahrhunderts angepasst.

**[Johann Georg Jacobi]: Das Vierte. Sagt, wo sind die Veilchen hin etc. In: Vier schöne neue Lieder. Gedruckt in diesem Jahr [O. O. um 1800].**

Deutsches Volksliedarchiv Freiburg: Bl. 5425; Original: BSB München: P.o.germ. 852<sup>w</sup>, Bd. 2, Nr. 15

Dass Jacobis nach einem älteren geselligen Lied geformte Kunstdichtung um 1800 im wahrsten Sinne volkstümlich geworden ist, belegt eine der damals in großer Menge gedruckten Liedflugschriften, die auch den *Wun-*

Die schönste  
neue Lieder.

Das Erste.

Die geheime Liebe,  
Wißt du dein Herz mir schenken, ic.

Das Zweite.

Die Trennung,  
Sie kömmt die bange Stunde ic.

Das Dritte.

Der ungetreue Liebhaber,  
Heinrich schlief bey seiner Neuwermählten ic.

Das Vierte.

Sagt, wo sind die Weilchen hin ic.

Gedruckt in diesem Jahre.

10.

Opfer willst du? ja dieß Opfer blute,  
Brüllte Heinrich, noch in dieser Nacht!  
Sprang vom Lager auf in der Minute  
War das Greul, der Selbstmord, schon  
vollbracht.

11.

Gnade fand sie. — Doch ihr Ungetreuer  
War verloren ohne Wiederkehr:  
Als ein Teufel, als ein Ungeheuer  
Haust sein Geist um Mitternacht umher.

Das Vierte.

1.

Sagt, wo sind die Weilchen hin,  
Die so freundlich glänzten,  
Und der Blumen Königin  
Ihren Weg bekränzten?  
Jüngling, ach! der Lenz entfliehet,  
Diese Weilchen sind verblüht.

2.

Sagt, wo sind die Rosen hin,  
Die wir singend pfückten,  
Als sich Hirt und Schäferinn  
Hut und Busen schmückten?  
Mädchen, ach! der Sommer fliehet,  
Diese Rosen sind verblüht.

3.

Führet dann zum Bächlein mich,  
Das die Weilchen tränkte,  
Das mit leisen Murmeln sich  
In die Thäler senkte.  
Lust und Sonne kühlten sehr;  
Jenes Bächlein ist nicht mehr.

4.

Bringet dann zur Laube mich,  
Wo die Rosen standen,  
Wo in treuer Liebe sich  
Hirt und Mädchen fanden.  
Wind und Hagel stürzten sehr,  
Jene Laube ist nicht mehr.

5.

Sagt, wo ist das Mädchen hin,  
Das, wie ich erblickte,  
Sich mit demüthvollem Sinn  
Zu den Weilchen bückte?  
Jüngling, alle Schönheit fliehet,  
Auch das Mädchen ist verblüht.

6.

Sagt, wo ist der Säng' er hin,  
Der auf bunten Wiesen  
Weilchen, Rosen, Schäferinn  
Laub, und Bach gepriesen?  
Mädchen! unser Leben fliehet,  
Auch der Säng' er ist verblüht.

derhorn-Sammlern als wichtige Quellen dienten. In einem dieser anspruchslos gestalteten, meist nur einen Bogen umfassenden und ohne Jahres- oder Verlagsangabe erschienenen Heftchen – typisch ist auch die dauerhafte Aktualität garantierende Angabe »Gedruckt in diesem Jahr« – steht Jacobis anonymisiertes Lied an vierter und letzter Stelle.

**Johann Georg Jacobi (Text) / Johann Friedrich Reichardt (Musik): Wasserlied. »Bei der stillen Mondeshelle«.** In: *Lieder geselliger Freude*. Herausgegeben von Johann Friederich Reichardt. Leipzig (Fleischer) 1796, 65–66.

Deutsches Volksliedarchiv Freiburg: V 3/2202

Zu den produktivsten Liederkomponisten des 18. Jahrhunderts zählt der literarisch gebildete Johann Friedrich Reichardt (1752–1814). In seinem großen kompositorischen, publizistischen und literarischen Werk greift Reichardt immer wieder zu Liedern Jacobis – so auch in den *Liedern geselliger Freude* (1796–1804), seiner repräsentativen und durch Instrumentalstimmen bereicherten Sammlung von Gesellschaftsliedern, mit denen er namentlich der bürgerlichen Hausmusik einen neuen Aufschwung geben wollte:

Man hofft auch hierdurch [*scil.* durch die Instrumentalmusik zu den Liedern] den frohen geselligen Gesang neu beleben und allgemeiner verbreiten zu helfen. In manchem Familien-

kreise giebt es Musikübende genug, um wenigstens mit einigen [...] Instrumente[n] den Liedergesang unterstützen und beleben zu können. [...] Wenn diese Instrumente [...] künftig beliebte Melodien fröhlicher Lieder spielen, so werden sie den Gesanglustigen der Gesellschaft zu Anstimmung dieser Lieder reizen und anfeuern, und durch das Vorspielen der Melodie und die harmonische Unterstützung auch manchen den Muth zum einstimmen geben, der jetzt unbegleitet nicht zu singen wagt. (Bd. 2, 1797, Vorbericht)

Zu den »beliebte[n] Melodien fröhlicher Lieder« zählte Reichardt auch zwei Jacobi-Vertonungen, J. A. P. Schulz' »Willst du frei und lustig gehn« (1782) und das selbst komponierte *Wasserlied* (zuerst 1788).

**Johann Georg Jacobi (Text) / Johann Friedrich Reichardt (Musik): An die Natur. In: Ueberflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800, 192–196 und Beilage.**

UB Freiburg: E 5188,d

Unter den zeitgenössischen Komponisten zeichnet sich Reichardt auch dadurch aus, dass er Lyrik aus Jacobis unterschiedlichen Schaffensphasen vertont hat. Nach dem anakreontischen *Ersten Kuß*, den Reichardt zur *Iris* von 1776 beisteuerte, und seinen *Liedern von Gleim und Jacobi* (1782), die nicht weniger als neun Jacobi-Lieder enthalten, vertonte Reichardt – während seiner intensiven Beschäftigung mit der Lyrik Goethes und Schillers – auch noch Gedichte aus Jacobis Spätwerk.

Gleich zwei Kompositionen des ehemaligen preußischen Hofkapellmeisters bietet Jacobis *Taschenbuch für das Jahr 1800*. Neben der kindlich perspektivierten und rein strophisch vertonten *Einfalt* steht die herbstliche Ansprache *An die Natur*. Hier gelangen Jacobis religiös-harmonistische Alterslyrik und Reichardts präromantische Stimmungskunst zu einer höheren Einheit. Wie Jacobis alterndes lyrisches Ich ob des nahen Winters keine Klage an die »befeundete Natur« richtet, sondern in der ersten Hälfte seines 14strophigen Gedichts panoramatisch alle Empfindungen erinnert, deren »Wiederschein und Wiederklang« die Natur zu sein vermag, so fasst auch Reichardt die hymnische Apostrophe in ein »milde[s]«, verklärendes Es-Dur und einen ruhig wiegenden  $3/8$ -Rhythmus. Genau in der Mitte des Gedichts, die Jacobi durch ein adversatives »Aber« (Str. 8) markiert, fügt Reichardt einen in Charakter und Tonart kontrastierenden Mittelteil ein. Werden hier in c-moll und eher rezitativischem Gestus jene »Bosheit«, jene »Verräther« und »Rächer« besungen, denen die Natur ihr »Mitempfinden« versagt, so kehrt Reichardt mit der elften Strophe zum Tonfall des Eingangs zurück – wenn er in der Schlusspartie aber in erhöhter Lage ansetzt, dann verweist Reichardt auf die »künft'ge[n] Paradiese«, die Jacobis Gedicht abschließend beschwört.

**Johann Georg Jacobi (Text) / Friedrich Wilhelm Rust (Musik): »Holdes Mädchen! Unser Leben War ein frohes Hirtenspiel«. In: Oden und Lieder aus den besten deutschen Dichtern, mit Begleitung des Claviers, in Musik gesetzt von Friedrich Wilhelm Rust Fürstl. Anhalt-Deßauischen Musikdirektor. Erste Sammlung. Deßau (Buchhandlung der Gelehrten) 1784, 20–21.**

Goethe-Museum Düsseldorf: 1154 BM/Noten

Gleich mit drei Texten ist Jacobi in der ersten Sammlung von *Oden und Liedern aus den besten deutschen Dichtern* vertreten, die Friedrich Wilhelm Rust 1784 vorlegte: Dem Lied an ein »Holdes Mädchen!« (20–21), »Hier, in dieser wild verworren Tiefen Wüsteney voll Dornen« (26) und »Wenn im leichten Hirtenkleide Mein geliebtes Mädchen geht« (32–33). Rust (1739–1796), der als Violinvirtuose glänzte und durch die Vermittlung Ernst Wolfgang Behrischs auch Kontakte zu Goethe hatte, verdient durch manche »originelle Züge« seiner Kompositionen »entschiedene Beachtung« (Friedländer, Lied, Bd. 1/1, 304f.). So tritt gegenüber J. A. P. Schulz' programmatischer Einfachheit bei Rust das Klavier in kleinen Ritornellen solistisch hervor und wird – wie in der Schlussstrophe des entfernten »Holden Mädchens!«, das für den elegisch gestimmten Sänger in allen Naturerscheinungen präsent ist – bereits auf zwei eigenen Systemen notiert. Hier weicht Rust auch vom Muster des Strophenlieds ab und komponiert die letzten vier Verse tonmalerisch aus. Wie der anschwellende Bass-Triller den »nahenden Gewittern« instrumentales Gehör gibt, so bilden die repetierten Diskant-Akkorde den erinnerten Herzschlag ab.

**Johann Georg Jacobi (Text) / Hans Georg Nägeli (Musik): Im Sommer. »Wie Feld und Au So blinkend im Thau«. In: Lieder in Musik gesetzt von H[ans] G[eorg] Nägeli. Zürich (Selbstverlag) [1795], 34–35.**

Goethe-Museum Düsseldorf: 861 BM/Noten

Das Erstlingswerk von Hans Georg Nägeli (1773–1836), dem außerordentlich vielseitigen Schweizer Komponisten und Dirigenten, Musikpädagogen und -forscher, Verleger und Begründer der helvetischen Männergesangsvereine, enthält zwei schlichte, aber rhythmisch wie melodisch reizvolle Jacobi-Vertonungen.

Textgeschichtlich interessant ist besonders das Lied *Im Sommer*. Bevor es Jacobi in seine Werkausgabe aufnahm, veröffentlichte er den Text erstmals anonym in der *Iris* von 1776, die im Jahr zuvor auch eine Reihe von Goethes frühen Gedichten publiziert hatte. Dies veranlasste den Verleger Himgurg, Jacobis Text in eine 1779 erschienene Sammlung von Goethe-Gedichten

84 *IM SOMMER.*

Wie Feld und Au so blinkend im Thau, wie Perlschwer die  
Pflanzen umher, wie durchs Gebüsch die Winde so frisch! Wie  
laut im hellen Sonnenstrahl die süs-sen Vög-lein  
all-zumahl! Ach a-ber da wo Liebchen ich sah, im

35

Kämmerlein so nieder und klein, so rings bedekt der  
Sonne versteckt, wo blieb die Er-de weit und breit mit  
al-ler ih-rer Herrlichkeit.

JAKOBI.

aufzunehmen. Von dieser unrechtmäßigen Ausgabe kam Jacobis Gedicht in Goethes autorisierte Werkausgabe von 1815, wo es die Abteilung der *Lieder* bereichert. Erst um 1826 wurde Goethe auf den Irrtum aufmerksam gemacht, worauf er das Gedicht »mit einem beinahe feierlichen Suum cuique! [ Jedem das Seine ]« ausgestrichen habe (Goethe, Weimarer Ausgabe, Bd. 1, 388f.). Die von Goethe zeitweilig gebilligte Fehlattri-bution sorgte aber dafür, dass Jacobis Lied bis weit ins 19. Jahrhundert unter falschem Namen vertont wurde: Ebenso wie Reichardt, der *Im Sommer* als Goethe-Lied in seine *Deutschen Gesänge* von 1788 aufnahm, schreibt noch Felix Mendelssohn-Bartholdy den Text seines Männerchores op. 50,3 (*Sommerlied* 1839/40) dem verehrten Goethe zu.

**Orpheus. Gedicht von Jacobi. Ritter Toggenburg. Ballade von Fr. v. Schiller. In Musik gesetzt für eine Singstimme mit Pianoforte Begleitung von Franz Schubert. Wien (Diabelli) [1832] (Nachlaß-Lieferung 19).**

Hochschule der Künste Berlin: Nachlass Joseph Joachim: RA 4084-19

Nach Johann Friedrich Reichardt ist Franz Schubert der fleißigste Komponist von Jacobi-Liedern. Während die Wiener Klassiker Joseph Haydn,

dessen *XII. Lieder für das Clavier* (Wien [1782]) Jacobis *Der erste Kuß* enthalten (Hob. XXVIa:3), und Wolfgang Amadeus Mozart, der 1787 sein Sololied *An Chloe* komponierte (KV 524), jeweils nur ein Jacobi-Lied hinterlassen haben, ließ sich der junge Schubert (1797–1828) im August und September 1816 von Jacobis Gedichten zu sieben Liedern anregen. Indessen blieben die meisten dieser Vertonungen eher unbekannt, weil sie erst 1895 im Rahmen der ersten Schubert-Gesamtausgabe aus dessen Nachlass publiziert worden sind. Lediglich zwei der Lieder wurden bereits 1831/32 gedruckt und im 19. Jahrhundert weiter verbreitet: *Am Tage Aller Seelen* (D 343; auch bekannt als *Litanei auf das Fest Aller Seelen*) und das *Lied des Orpheus, als er in die Hölle ging* (D 474).

Während Schuberts andere Jacobi-Lieder kaum über seine gleichzeitigen Liedergruppen nach Gedichten von Gotthart Ludwig Kosegarten, Theodor Körner oder Gottlieb Friedrich Klopstock hinausweisen, nimmt das *Lied des Orpheus* eine Sonderstellung ein und wird zu Schuberts bedeutendsten Lied-Kompositionen des Jahres 1816 gezählt. Vom Stoff her rechnet man es zu den Antikenliedern, die einen neuen, gedanklich intensivierten Ton bringen, und formal steht es neben jenen großen dramatischen Szenen, mit denen Schubert – im Rückgriff auf verwandte Tendenzen bei Reichardt – dem Sololied neue Ausdrucksdimensionen gab.

**Johann Georg Jacobi an Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Emmendingen, 25. März 1785. Eigenhändiger Brief mit Unterschrift. 2 Doppelblätter 18,5 x 12,1 cm, 7 S. beschr.**

Gleimhaus Halberstadt: Hs A 1705

Das *Lied des Orpheus* (zuerst 1771) weist mit seiner zwar monologischen, aber durchaus szenisch gedachten, die Höllenbewohner einbeziehenden Anlage, die sich in Schuberts durchkomponierter Vertonung widerspiegelt, bereits auf Jacobis spätere Beschäftigung mit dem mythologischen Sujet voraus. Auch eine Notiz in seinen handschriftlichen Anmerkungen zu Vergils *Bucolica* belegt Jacobis weiter zurückreichendes Interesse an einer musikdramatischen Gestaltung des Stoffs: »Oper. Darstellung des Orpheus. Ovid lässt vermuten, daß Euridice nicht habe reden dürfen. Orestes – Furien. Rache des Bacchus an den Weibern.«

Doch erst in der Zeit seiner Übersiedlung nach Freiburg ging Jacobi vom Plan zur Ausgestaltung über. Ein Brief der Frau von Pergen (16. Oktober 1784) lässt erkennen, dass damals bereits größere »Bruchstücke« vorlagen, und während seines Aufenthaltes in Mannheim (um den Jahreswechsel 1784/85) hat Jacobi aus dem Werk vorgelesen. Unter den Zuhörern waren

Friedrich Schiller und Sophie von La Roche, welche den Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters von Dalberg auf das Singspiel aufmerksam machte. Dieser warb heftig um Jacobis Werk, mit dem er wohl sein anhaltendes Engagement für eine eigenständige deutsche Oper fortsetzen wollte, und brachte als möglichen Komponisten Georg Anton Benda ins Gespräch (Brief vom 17. Januar 1785). Indessen zerschlugen sich diese frühen Aufführungspläne, weil Jacobi in seiner ersten Freiburger Zeit zu sehr mit dienstlichen und privaten Obliegenheiten befasst war, um das Singspiel zu vollenden. Wie sehr Jacobi aber den *Orpheus* als Hauptwerk dieser Jahre betrachtete, belegt sein erster ausführlicher Bericht aus Freiburg an den Freund in Halberstadt:

Die Gegend um die Stadt ist so romantisch, wie nur ein Dichter sie wünschen kann. Weinberge, Wiesen, Aecker, Wälder, Bäche, so zusammen geordnet, wie ein Mahler es thun würde, um ein schönes Ganzes zu machen. Diese Gegenden sollen mich künftigen Sommer zur Vollendung meines *Orpheus* begeistern, welcher, wenn die Ausführung eben so gelingt wie der Plan, das beste seyn wird von allem, was die Musen mir jemahls eingaben. (An Gleim, 25. März 1785)

**Johann Georg Jacobi: Der Tod des Orpheus. Ein Singspiel in drei Aufzügen. Autograph und andere Hände. Ursprünglich wohl 22 großformatige Blätter, doppelseitig einspaltig beschrieben. Teilweise ersetzt und ergänzt durch (kleinerformatige) Blätter und Einlagezettel. Auf dem Umschlag datiert: 1789.**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi II B

Von Jacobis langjähriger Arbeit an seinem Singspiel zeugt das erhaltene, teilweise autographe Manuskript, das zahlreiche Korrekturen sowie Einfügungen aufweist und seiner gründlichen Untersuchung sowie vollständigen Transkription noch harret. Die aufgeschlagene fünfte Szene des ersten Aktes (11), die zunächst als »Vierter Auftritt« gezählt war, lässt einerseits auf eine frühere, nicht mehr erhaltene Konzeption rückschließen, in der die Szenenfolge variierte und vielleicht die vorangehende Übergangsszene noch fehlte. Andererseits zeigt die Handschrift, wie Jacobi nicht nur im gesungenen Text, sondern vor allem in den Szenenanweisungen eine immer stärkere Differenzierung anstrebte. Dabei versuchte Jacobi, die Wirkungen des Bühnenbildes (»schauerhaften Wald«), der Beleuchtung (»mattes Licht«) und der Vertonung (»bange, oft unterbrochne Musik«) präziser festzulegen, als es in der zeitgenössischen Librettistik gängig war.

**Johann Georg Jacobi: Der Tod des Orpheus. Ein Singspiel in drei Aufzügen. In: Neues Deutsches Museum 3 (1790), 863–920.**

UB Freiburg: A 9062,a–3.1790

**Johann Georg Jacobi: Theatralische Schriften. Nachtrag zu seinen sämtlichen Werken. Leipzig (Götschen) 1792.**

UB Freiburg: E 6511,ki

Dass Jacobi mit seinem Singspiel kein Gelegenheitswerk für eine lokale Aufführung schaffen, sondern einen Beitrag zur Konsolidierung der deutschen Oper leisten wollte, unterstreicht die zweimalige Drucklegung. Der Text erschien nicht als nur einzeln vertriebenes Libretto, sondern zunächst in einem der maßgeblichen Periodika, Heinrich Christian Boies *Neuen Deutschen Museum*, das Jacobis *Orpheus* fast das gesamte September-Heft von 1790 einräumte, bevor der Dichter das Singspiel in den 1792 erschienenen Sammelband seiner *Theatralischen Schriften* einrückte, den er zugleich als *Nachtrag zu seinen sämtlichen Werken* klassifizierte.

Jacobis *Orpheus* konkurriert mit früheren musikdramatischen Gestaltungen des Stoffs. Insbesondere Ranieri de' Calzabigis und Christoph Willibald Glucks *Orfeo ed Euridice* (ital. 1762, frz. Überarbeitung durch Pierre Louis Moline 1774) dürfte zur wetteifernden Nachahmung und Überbietung angeregt haben. Zeigt Jacobis Gestaltung der Unterweltszene (I 3) mit ihren Chören und Tänzen der höllischen Geister deutliche Parallelen zum zweiten Akt von Glucks Reformoper, so geht Jacobis Text sodann deutlich eigene, operngeschichtlich originelle Wege. Statt im traditionellen *lieto fine* durch einen *deus ex machina* eine versöhnliche Lösung herbeizuführen, verpflichtet sich Jacobi auf die mythologische Überlieferung und präsentiert Orpheus als Priester, der die Thrakischen Männer in (freimaurerisch anmutende und friedensstiftende) Mysterien einführt, bevor er von den Bacchantinnen angegriffen wird und mit dem Werther-Wort »Wir sehn uns wieder« auf den Lippen stirbt (III 5).

**Gottlob Bachmann: Gesänge aus dem Singspiele Der Todt des Orpheus. Klavierauszug. Wien (Eder) [um 1795] (Nr. 166).**

ÖNB Wien

Nachdem sich Dalbergs früher Versuch, eine Zusammenarbeit Jacobis mit Benda zu arrangieren, zerschlagen hatte, begegnen in Jacobis Korrespondenz die Namen unterschiedlicher Komponisten, die für eine Vertonung des *Orpheus* in Frage kämen: Leopold Anton Koelch, Johann Gottlieb Naumann und Johann Friedrich Reichardt, an den Jacobi möglicherweise selbst herangetreten ist.

Doch führte – in den revolutionär bewegten Jahren um 1790 – keine dieser Bemühungen zum Erfolg, und Jacobis *Orpheus* blieb zunächst unkomponiert. Die Einschätzung Hermann Anton Weissors in seiner grundlegenden Dissertation zu Jacobis Singspielen, nach der »eine Musik [...] zum *Tod des Orpheus* nie geschrieben« worden sei (S. 71), erweist sich bei näherem Hinsehen indessen als falsch. Nicht erst Maximilian Friedrich von Droste-Hülshoff (1762–1840), der Onkel der Dichterin, hat sich 1802 an einer (derzeit nicht nachweisbaren) Komposition versucht. Bereits der Leipziger Komponist und Organist Gottlob Bachmann (1763–1840), der auch die Musik zu Samuel Gottlieb Bürdes Singspiel über Wielands *Don Sylvio von Rosalva* schrieb, vertonte Jacobis Werk um 1795 und brachte es wohl 1798 in Braunschweig zur Aufführung. Ob Jacobi diese Frucht seiner Bemühungen um die deutsche Oper allerdings bekannt wurde, wissen wir nicht.



# **DICHTERFREUNDE**



## **Maria Therese von Artner ( Theone , 1772–1829)**

Maria Therese von Artner wurde 1772 als erste von fünf Töchtern eines österreichischen Rittmeisters und späteren Generals in Ungarn geboren. Ihre Familie stammt aus Oedenburg; dort verbrachte sie auch einen Teil ihrer Kindheit. Schon in jungen Jahren interessierte sie sich für Literatur und bildende Kunst, wobei sie eine besondere Vorliebe für Klopstock, Milton und die Göttinger Schule hegte. Davon inspiriert, verfasste sie zusammen mit ihrer Freundin Marianne von Tiell (1769–1835) Gedichte, die ein befreundeter Student nach Jena brachte, wo sie 1800 unter dem Titel *Feldblumen, auf Ungarns Fluren gesammelt, von Minna und Theone* erschienen. Das Pseudonym Theone hat Artner bis zu ihrem Lebensende beibehalten.

Der Gedichtband mit den Jugendwerken wurde in Deutschland sehr freundlich aufgenommen und in mehreren Literaturzeitingen positiv besprochen; in Ungarn blieb er hingegen so gut wie unbekannt.

Nach dem Tod ihrer Eltern um die Jahrhundertwende schloss sich Artner ihrer Freundin Gräfin Maria Zay von Csömör an, in deren intellektuellem Zirkel sie hohes Ansehen genoss. Aus Begeisterung für die antinapoleonischen Befreiungskriege entstanden hier ihr großes Epos über *Die Schlacht von Aspern* (1812) und, neben vielen Gedichten, erste dramatische Versuche.

Mit dem Jahr 1815 gewann die Freundschaft Zays und Artners zu der Wiener Schriftstellerin Caroline Pichler zentrale Bedeutung. Pichler unterhielt in Wien einen literarischen Salon, mit dem sich die Ungarinnen rege austauschten. Der Vermittlung Caroline Pichlers verdankt Artner auch die Freundschaft mit Grillparzer.

Ihre letzten Lebensjahre verbrachte Artner bei ihrer Schwester Wilhelmine in Agram (dem heutigen Zagreb), der Hauptstadt Kroatiens. Die Agramer Jahre waren ihre fruchtbarste Schaffensperiode; sie verfasste hier einige historische Dramen, die sich insbesondere der slawischen Geschichte widmeten (so 1824 *Rogneda und Wladimir*), außerdem viele lyrische Almanach-Beiträge. Kurz vor ihrem Tod vollendete sie ihr bekanntestes Werk, *Briefe über einen Theil von Croatien und Italien*, die als Sendschreiben an Caroline Pichler abgefasst sind.

In Freiburg hat Maria Therese von Artner nur ein Jahr verlebt, freilich ein sehr prägendes. Sie traf im Herbst 1803 zu einem Besuch ihrer Schwester Charlotte in Freiburg ein und blieb bis zum Winteranfang 1804 im Breisgau.

Damals war sie 31 Jahre alt und hatte ihre ersten literarischen Schritte an die Öffentlichkeit gerade hinter sich gebracht. Rasch freundete sie sich mit Jacobi an, und dieser nahm sie in seine Gesprächskreise auf. Ihrer Freundin Marie von Zay schildert sie in einem Brief vom 1. August 1804 das ästhetische Damenkränzchen, das sich jeden Mittwoch bei Jacobi einfand:

Ich soll sie also heut in unser Mittwochskränzchen einführen, theure Freundin, dessen ich schon einigemale gegen sie erwähnt habe. [...] Was wir also in unsern Kränzchen thun? Wir versammeln uns um den geselligen Theetopf, schlürfen seinen dampfenden Abguss, plaudern dies und jenes, sind auch nicht ein bischen altklug und ich darf so viel und so herzlich lachen, als es Lust und Laune zugiebt [...]. Welche Menge von Gegenständen für die Unterhaltung eines kleinen, gebildeten Kreises, über die denn leicht und natürlich geredet wird. Der beliebteste Stoff sind Züge aus dem Leben vorzüglicher Menschen von unserer Bekanntschaft, wovon Jacobi das meiste zu liefern vermag [...].« (Iris 1805, 270f.)

Neben dem Damenkränzchen lernte Artner auch Jacobis Freunde Pfeffer, Ittner, Rotteck und Ecker kennen, besprach mit ihnen literarische Texte und empfing auf diesem Weg wertvolle Anregungen. Kurz vor ihrer Abfahrt aus Freiburg schickte sie ein Manuskript mit eigenen Gedichten nach Tübingen, das 1806 unter dem Titel *Neuere Gedichte von Theone* erschien. Die Gedichte zeigen den Einfluss Jacobis und seines Dichterkreises: gezielter und abgerundeter als zuvor greift die Autorin auf antike Muster zurück; ihre Lyrik soll sich durch natürliche Anspruchslosigkeit auszeichnen und ist der Spätaufklärung verpflichtet.

Auch über ihre Freiburger Zeit hinaus blieb Artner ihrem Förderer Jacobi und seinem Dichterkreis verbunden; davon zeugen spätere Beiträge in der *Iris* und Briefe. An ihrer empfindsamen Freundschaft hält sie unverrückt fest. Am 4. September 1805 schreibt Maria Therese von Artner aus Oedenburg an Jacobi:

Nun lebe wohl, geliebter Freund,  
 Du Edler, den ich ewig ehre!  
 Dein letztes Wort – noch immer höre  
 Ich tröstend es, als wir die Abschiedszähre  
 So wehmutsvoll, so heiß geweint -  
 »Wir bleiben Freunde«! sprachst Du bebend.  
 O ja, wir sind es, todt und lebend!  
 Nichts trennet je, was Liebe treu vereint.  
 (Iris 1807, 61f.)

**Maria Therese von Artner: An Jakobi und Pfeffer zum Abschied 1804. In: Dies.: Gedichte. Zweyter Theil. Leipzig 1818, 28–32 [Zuerst in: Iris 1806, 155–160].**

UB Düsseldorf: D.Lit.26383

In die *Gedichte*, die 1818 erschienen sind, hat Therese von Artner neben neuen Dichtungen auch einige ältere Werke aufgenommen. Die neuen Gedichte sind beeinflusst durch die Freundschaft zu Marie von Zay und besonders zu der Wiener Dichterin Karoline Pichler und ihrem literarischen Zirkel; war die frühe Lyrik Artners empfindsam-aufklärerisch dominiert, wird nun ein romantischer Einschlag österreichischer Prägung bemerkbar.

In den *Gedichten* findet sich auch das Dichtergedicht *An Jacobi und Pfeffel, zum Abschiede*, das bereits in der *Iris* aus dem Jahr 1806 abgedruckt ist. Dieses Gedicht schrieb Artner unter dem Eindruck ihres Abschieds 1804 aus Freiburg; es ist eine Hommage an ihre beiden Freunde, die in einer verschleiernenden Symbolik als Lindenbaum und als blinder Harfner dargestellt werden.

Dem Mädchen wird nun vieles klar,  
Was ihr zuvor noch dämmernd war:  
In reineren Accorden  
Versucht sie sich, dem Baum geweiht,  
Der mild mit Blüthen sie bestreut,  
Und tönt zu ihren Worten.

**Maria Therese von Artner: Ständchen zur Namensfeyer J. G. Jakobi's.  
In: [Dies.:] Neuere Gedichte von Theone. Tübingen 1806, 146–149.**

Deutsches Literaturarchiv Marbach

Der Band *Neuere Gedichte* ist eine direkte Frucht des Freiburger Aufenthaltes Maria Therese von Artners. Sie schickte das Manuskript noch Ende 1804 aus Freiburg nach Tübingen. In den Werken ist der empfindsame Einfluss Jacobis deutlich zu spüren. In einem Dichtergedicht würdigt sie ihren väterlichen Freund als Kristallisationspunkt der literarischen Kreise und glorifiziert den Dichter in Aufklärungs-Metaphorik als leuchtendes Vorbild:

Wie der Leuchtturm aus dem Porte  
Glänzt in Nächten ohne Stern,  
Strahlst Du weithin, deiner Worte  
Süßem Zauber horcht die Fern';  
Beßer sind wir doch berathen,  
Du erwärmest unsern Kreis,  
Und du lehrest uns durch Thaten,  
Gut zu seyn und froh und weis'.

**Brief Th[heone], d. i. Maria Therese von Artner] an Johann Matthias  
Alexander von Ecker vom 9. Dezember 1804.**

Universitätsarchiv Freiburg: Nachlass J. M. A. Ecker (Brieftasche), C 121/5

Am 9. Dezember 1804, kurz vor ihrer Abreise aus Freiburg, schrieb Maria Theresie von Artner ein Gedicht an Ihren Freund Ecker, Professor für Chirurgie und Geburtskunde an der Freiburger Universität. Es ist wohl der Dank für die Führung und launige Gesellschaft des Freundes auf zahlreichen Spaziergängen durch den Schwarzwald. Der Brief ist im Nachlass von Ecker überliefert, in der Brieftasche, die er von Johann Georg Jacobi 1813 als Geschenk erhielt.

*An Proffessor Ecker:*

Und Dir nur schwing' Dank und Lied  
 Gefäll'ger Freund, aus meinem Munde,  
 In dieser trüben Abschiedsstunde,  
 Der mir so manche Lust beschied?  
 Der mit erfind[e]rischer Güte  
 Der manichfachsten Freuden Saat  
 Mit voller Hand auf meinen Pfad  
 Zu streuen, freundlich sich bemühte;  
 Der niemals ohne Gabe kam,  
 Mit Bildern bald mein Aug' ergötzte  
 Bald meinen Geist durch Nahrung letzte,  
 Und oft der Gegenwart die Last von meinem Gram,  
 Durch frohen Scherz vom Fittig nahm;  
 An deßen Arm ich von den heitern Höhen  
 Um die des Schwarzwalds Mantel fließt,  
 Wo rein schon Alpenlüfte wehen,  
 Ins schöne Land hinab gesehen,  
 Durch welches sich die Treisam gießt;  
 Otilie, in deine Schatten,  
 Auf Küttfels unbetretne Bahn,  
 O Horbens Thal, durch deine Matten  
 Zu Zährings Trümmerthurm hinan.  
 O, diese Tage, diese Scenen  
 Umschweben stets im Bilde mich!  
 Trank dieses Land gleich manche meiner Thränen,  
 Doch denk' ich sein nie ohne Sehnen,  
 Und nimmer ohne Dank an dich!

## **Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr Draï von Sauerbronn (1755–1830)**

Der großherzogliche geheime Rat und Oberhofrichter Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr Draï von Sauerbronn, Vater von Karl Friedrich Christian Ludwig Draï von Sauerbronn (1785–1851), dem Erfinder der Draisine, blieb der Nachwelt nicht so sehr als Dichter, sondern als erfolgreicher Jurist im badischen Staatsdienst im Gedächtnis.

Der am 23. September 1755 in Ansbach geborene Draï von Sauerbronn hatte in Erlangen und Altorf die Rechte studiert, weilte 1776 in Wien, um den Reichshofratsprozess zu studieren, und kam 1777 an den Hof des Markgrafen von Baden. Er wurde Assessor beim Regierungs- und Hofgerichtskollegium und avancierte als Kammerherr 1787 zum Mitglied der Polizeideputation.

1788 brach seine Epilepsie aus. Wegen seiner schwachen Gesundheit ließ sich Draï von Sauerbronn aufs Land versetzen. Als Obervogt zu Kirchberg in der Grafschaft Sponheim musste er sich seit 1790 mit französischen Emigranten und Truppendurchmärschen auseinandersetzen. 1794 wurde er zugleich mit den übrigen badischen Staatsdienern entlassen, worauf er sich als Privatier nach Durlach zurückzog. Ohne Amt und Pflichten gelang es Draï, seine Epilepsie durch Diät, guten ärztlichen Beistand und ständige Selbstbeobachtung zu überwinden. Unter dem Pseudonym »Diaetophilus« veröffentlichte Draï die *Physische und psychologische Geschichte seiner siebenjährigen Epilepsie*. Wieder geheilt, ernannte man ihn 1797 zum Polizeidirektor von Rastatt und bald darauf zum Geheimen Regierungsrat und Polizeidirektor in Karlsruhe.

1806, nach dem Preßburger Frieden, übernahm Draï im Auftrag der badischen Regierung den Aufbau der Verwaltung im neuerworbenen Breisgau. Damit verkörperte er den Herrschaftswchsel von den Habsburgern zum Haus Baden, und er wurde im Januar 1806 als wirklicher Geheimer Rat im Range eines Ministers in Freiburg feierlich empfangen. Als Occupationskommissar erwarb er sich großes Wohlwollen und Verdienste. Draï bemühte sich, den Regierungsübergang so leicht als irgend möglich zu gestalten. Er war kein Badener, sondern ein Zugewanderter, der Baden von außen die Verwaltungsreform brachte. Noch im selben Jahr wurde er Präsident des Obersten Gerichtshofs in Bruchsal, mit dem er wegen der Verlegung des Gerichtssitzes 1810 nach Mannheim umsiedelte. In dieser Stellung blieb Draï bis zu seinem Tode am 2. Februar 1830.

Schon vor seiner Zeit als Occupationskommissar pflegte Drais Kontakt zu Johann Georg Jacobi. In Jacobis Freiburger Zeitschrift *Iris* erschienen 1805 drei Beiträge von Drais: Die in Distichen abgefassten *Todesgedanken*, das in Hexametern gehaltene Widmungsgedicht *An Deinach* sowie ein Text *An die Freyfrau von Bay, meine ehemalige Pflegetochter, als die junge Wittwe mir schrieb, daß sie in Ungarn zu einer zweyten glücklichen Ehe schreiten würde*. Dies sind jedoch nicht die poetischen Erstlinge des Juristen: Bereits aus der Zeit von 1780 bis 1810 stammen Gedichte von Drais von Sauerbronn, die in einem Band 1811 gesammelt erschienen sind. Jacobis empfindsamer Einfluss ist hier deutlich spürbar. 1807 widmet Drais Jacobi ein Gedicht zum Namenstag, in dem er ihn als einen in sich ruhenden Gelehrten feiert:

Freund, warum altert die Seele Dir nicht?  
 Weil Dich umleuchtet der Heiterkeit Licht;  
 Weil vom Schönen und Guten die Einheit,  
 Weil im Denken und Fühlen die Reinheit,  
 Selbst Dich umgeben als amtliche Pflicht

Darum nimm heute den Grus von uns an:  
 »Heil Jacobi, dem reinen Mann!«

Daktylisch beschwingt, apostrophiert das lyrische Ich Jacobi antonomastisch als »Freund«. Auf die eingangs gestellte Frage, warum Jacobis Seele nicht altere, folgt die dreifach anaphorisch gestaffelte Antwort. Ein irenisch ausgeglichenes Gemüt, die platonisch inspirierte Anagoge, und die ethische Unbescholtenheit werden als Bedingungen der seelischen Jugendlichkeit angeführt und in die akademische Sphäre seiner »amtliche[n] Pflicht« eingebunden. Das abschließende Epitheton »Jacobi, dem reinen Mann« greift attributiv die Reinheit wieder auf und betont somit die Lauterkeit zwischen Naivität und bewusster Selbstdisziplinierung als Charakteristikum Jacobis.

Das eigentliche literarische Betätigungsfeld von Drais lag mehr auf der historisch-politischen Seite: Am bekanntesten bei den Zeitgenossen war die *Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich* (1818) in zwei Bänden, die Drais sowohl aus gründlichem Aktenstudium als auch aus Autopsie verfasste. 1829 führte er mit seinem *Gemälde aus dem Leben Karl Friedrichs*, dieses Werk chronologisch fort. Dem ist die Schrift *Über den Besitz der badischen Rheinpfalz und des Breisgaus* (1818) an die Seite zu stellen.

Mit Karl von Rotteck war Drais von Sauerbronn innerhalb des Jacobi-Kreises durch das gemeinsame historische Interesse besonders eng verbunden. Drais nahm Anteil an der Entstehung von Rottecks *Allgemeiner*

*Geschichte*, und Rotteck verfolgte das biografische Schaffen von Drais. Sie korrespondierten häufig, und Drais dankte etwa Rotteck am 27. Dezember 1814 besonders herzlich dafür, dass Rotteck ihm seine Gedächtnisrede auf Jacobi zugesandt habe. Drais berichtete überdies, dass er die Rede vor 30 Gästen verlesen habe. In der Privatkorrespondenz der Brüder Karl und Joseph von Rotteck kommt deutlich zum Ausdruck, wie groß der Einfluss Jacobis auf Drais war (vgl. Brief Karls an Joseph von Rotteck vom 10. März 1806 [Privatbesitz Erika Hemmer, Freiburg]). Jacobis oberrheinischer Dichterkreis schloss mit Drais von Sauerbronn einen Politiker ein, der über Freiburg hinaus die verwaltungsjuristische Neuordnung des Breisgaus initiierte und dem Jacobis Freundschaft Impulse für sein eigenes Dichten gab.

Gerhard Sauder: Nosce te ipsum! Diaetophilus' Krankentagebuch und Geschichte der Selbstheilung von siebenjähriger Epilepsie (Carl Wilhelm Friedrich Ludwig Freiherr von Drais von Sauerbronn). In: »Das ist eine alte Krankheit«. Epilepsie in der Literatur. Mit einer Zusammenstellung literarischer Quellen und einer Bibliographie der Forschungsbeiträge. Hg. von Dietrich von Engelhardt, Hansjörg Schneble und Peter Wolf. Stuttgart 2000, 237–250.



**Porträt Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronns. Lithografie nach einer Bleistiftzeichnung seiner Tochter Louise Drais von Sauerbronn.**

Generallandesarchiv Karlsruhe: J-Ac-D 153

Das Bild muss nach 1810 entstanden sein, als Drais das *Großkreuz vom Orden der Treue*, einen badischen Verdienstorden, erhielt.

Drais wird als alter Mann im Profil gezeigt, angetan mit einer enganliegenden schwarzen Kappe, unter der einige weiße Locken ins Genick fallen, Rock und Hemd mit hohen Kragen und einer Halsbinde, deren eines Ende keck zwischen den Kragenspitzen hervorlugt. Der voluminöse Kragen des Rocks läßt den Dargestellten etwas behäbig erscheinen. Sein markantes Profil mit der gebogenen Nase und dem kräftigen Kinn gibt Drais ein beinahe bäuerliches Aussehen, zu dem auch der heitere Gesichtsausdruck beiträgt.

**Diätophilus [Carl Wilhelm Friedrich Ludwig Freiherr von Drais von Sauerbronn]: Physische und psychologische Geschichte seiner siebenjährigen Epilepsie. Nebst angehängten Beiträgen zur körperlichen und Seelendiätetik für Nervenschwache. Zürich (Orell, Füssli und Co.) 1798.**

UB Freiburg

Drais gelang es, von seiner Epilepsie, die 1788 ausgebrochen war, nach sieben Jahren zu genesen. In dieser Zeit erlitt er 65 Anfälle. Krankheit und Heilung beschreibt Drais minutiös in dem zweibändigen Werk. Der erste Teil bietet auf Grund des Tagebuches des Patienten die »Reine Geschichte in chronologischer Ordnung«; der zweite Teil ist der »Beurtheilenden Zergliederung und Ergänzung der Thatsachen«, Symptomatik und Ätiologie gewidmet. Das Werk gebührt nicht nur medizinhistorisches Interesse, sondern verdient Beachtung gerade wegen der rückhaltlosen Selbstbeobachtung, für die etwa die Beschreibung der »Ideenjagd« charakteristisch ist:

Wenn nun diese tumultuarischen Bewegungen so rasch auf einander folgten, dass eine gleichsam die andere jagte, dass wenig, oder gar kein Raisonement sondern Bild auf Bild – wie dem, der schnell fährt, die Bäume, Thiere, Häuser auf dem Weg – mir vorüber rannten; so habe ich den Zustand *Ideenjagd* genannt. Er bestand in dieser Heftigkeit nicht für sich allein, sondern in Gesellschaft der Stumpfheiten, zumal der grössern, oder der in den nächsten Secunden ausbrechenden Epilepsie. Ich bemerkte ihn weit öfter bei den frühern Ausbrüchen, da meine Natur noch nicht so nachgiebig an sie gewöhnt war. Auch von ein paar gemeinen Ohnmachten, welche ich in frühern Jahren, lange vor dieser Krankheit erlitten, meyne ich mich der nehmlichen Empfindung, in dem Augenblick vor dem Hinschwinden alles Bewusstseyns, zu erinnern. Vielleicht pflegt sie, bei nicht ändernden Umständen, der unmittelbare Vorgänger der Ohnmachten und des Todes zu seyn. (II, 23f.)

**K. W. L. F. Drais von Sauerbronn: Johann Georg Jacobi in Freiburg, an seinem Namenstag 1807. In: Ders.: Gedichte. Mannheim (Löffler) 1811.**

UB Freiburg: E 5786

Dieses Widmungsgedicht von Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronn an Johann Georg Jacobi aus dem Jahr 1807 erschien in einem Gedichtband von Drais, der seine Lyrik aus den Jahren 1780 bis 1810 enthält. Drais gratuliert Jacobi zum Namenstag und feiert dessen seelische Jugendlichkeit in leichten Daktylen als Ergebnis seiner »Heiterkeit«, »Reinheit« und Hinneigung zum »Schönen und Guten«.

**K. W. L. F. Drais von Sauerbronn: Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich [vor der Revolution] Bd. 1–2. Carlsruhe (C.F. Müller) 1816–1818.**

UB Freiburg: H 3885

Die *Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich* stellt das Hauptwerk von Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronn dar. Auf der Grundlage seiner eigenen verwaltungsjuristischen Erfahrung und sorgfältigen Aktenstudiums wird hier die Geschichte Badens unter Carl Friedrich bis zum Ausbruch der Französischen Revolution in ruhigem Ton und mit ausgewogenem Urteil nachgezeichnet. Eine Fortführung des Werkes unterblieb, aber Drais hat in einer späteren Schrift, dem *Gemälde aus dem Leben Karl Friedrichs* (1829) die weitere Entwicklung Badens skizziert. Drais war selber maßgeblich beteiligt an der verwaltungstechnischen Eingliederung Breisgaus zu Baden und 1806 nach dem Preßburger Frieden als Occupationskommissar im Range eines Ministers in Freiburg feierlich empfangen worden. Den Herrschaftswchsel von Habsburg zum Haus Baden vollzog Drais in einer Form, die ihm bei der Bürgerschaft Freiburgs Respekt und Sympathie einbrachte.

## **Johann Matthias Alexander von Ecker (1766–1829)**

In seinem ersten Beitrag für die Freiburger *Iris* (1806) charakterisiert sich Johann Matthias Alexander von Ecker als einen Menschen, »der täglich unter dem häßlichen Elend wandelt, und immer befürchten muß, daß jeder zarte Sinn für das Schöne in ihm zerstört werde – zu dem die Grazien nur dann ihre Zuflucht nehmen, wenn sie Gefahr laufen, es nicht mehr zu seyn.« (*Iris* 1806, 162)

In seinem Alltagsleben war Ecker sicher weit von den schönen Künsten entfernt: Er hatte seit 1797 den Lehrstuhl für Chirurgie und Geburtshilfe an der Freiburger Universität inne. Zum Zeitpunkt seiner Berufung konnte er bereits auf bewegte dreißig Jahre seines Leben zurückblicken: 1766 in Böhmen geboren, besuchte er, früh verwaist, das Gymnasium zu Prag und studierte ab 1780 an der dortigen Universität; nach dem philosophischen Cursus wendete er sich den Naturwissenschaften und der Heilkunde zu. Noch vor der Promotion zog er als Militärarzt in den Türkenkrieg, studierte danach weiter am Josefinum in Wien, der durch Kaiser Joseph II. gegründeten Unterrichts-Anstalt für Feldärzte, und übernahm dann den Aufbau des Feldlazarets in Gießen. Nach seiner Promotion 1792 in Wien wurde er Regimentsarzt beim Infanterie-Regiment des Fürsten Kaunitz und von dort in den Breisgau berufen.

In Freiburg heiratete er die Tochter seines Vorgängers Matthäus Mederer von Wutwehr und übernahm dessen Haus in der Schiffstraße am Unterlindenplatz. Ecker engagierte sich für kommunale Belange, besonders für das Gesundheitswesen; so setzte er gegen klerikale Widerstände die Kuhpockenimpfung im Breisgau durch und errichtete Feldspitäler in Freiburg und Umgebung. Dreimal war er Rektor der Freiburger Universität; in dieser Position brachte er, zusammen mit seinem Kollegen Karl von Rotteck, 1806 die Albertina sicher in badisches Fahrwasser. Schon 1810 verlieh ihm die Stadt Freiburg das Ehrenbürgerrecht, und der badische Großherzog ernannte den unermüdlichen Professor zum Geheimen Hofrat. In den letzten Lebensjahren leitete er den Bau des Städtischen Krankenhauses. Der Tod ereilte ihn während einer Fakultätsratssitzung am 5. August 1829 durch einen »Nervenschlag«, wie das Sitzungsprotokoll lapidar vermerkt.

Den Lesern der *Iris* begegnete Ecker mit medizinisch-kulturgeschichtlichen Texten. Den Auftakt bildete ein an Jacobi gerichteter Essay *Ueber den Fackeltanz bey den Festen des Aeskulaps*, in dem er der Behauptung des Herausgebers entgegentritt, der Fackeltanz stamme von hymenäischen Tänzen

ab. Ecker hingegen will nachweisen, dass es sich ursprünglich um einen »ärztlichen Tanz« zu Ehren des Gottes Aeskulap handelte und bemüht hierfür die ganze Ahnengalerie der antiken Literaten und Denker; belesen beruft er sich auf Euripides, Homer, Sokrates bis hin zu seinem Kronzeugen Lucian, um am Schluss zu fordern: »Den Ärzten gebührt die Fackel. Wir sind die Fackelträger der Leidenden; hoch auf lodert durch uns des Lebens, der Gesundheit freundliche Fackel.« (Iris 1806, 180) Es liegt hier seiner Untersuchung nicht nur ein althistorisches Interesse und Kritik an der bisherigen Forschungspraxis zugrunde, sondern Ecker agiert aus dem Kodex seines Berufsstandes, der sich den antiken Vorbildern verpflichtet weiß.

Ein anderer Ton bestimmt seine Beiträge, nachdem im Juni 1808 sein erster Sohn stirbt. In dem Aufsatz *Ueber den Tod* in der *Iris* von 1810, seiner Gattin gewidmet, schildert er die elterliche Trauer über das verlorene Kind; es ist »die Frucht meines Nachlesens und Nachdenkens über den, der uns alles raubte« (Iris 1810, 259). Ecker zeichnet ein breitflächiges Bild anthropologischer Überlegungen zum Tod und beschreibt detailliert die organischen Veränderungen im Verlauf des Sterbens. Der Tod an sich, so seine Grundthese, ist nichts Schmerzhaftes und Erschreckendes, nur das gänzliche Lösen der weltlichen Bindungen verleihe dem Tod seine Schrecken. Ecker ästhetisiert den Tod, ganz im Sinne Lessings, und idealisiert das natürliche Ableben, das er in Anlehnung an Schiller als langen Prozess des Alterns darstellt, als ein langsames Wegdämmern in die Bewusstlosigkeit, »wie eine Lampe, die verlöscht« (Iris 1810, 275). Ecker ruft dazu auf, den Tod als freundlichen Jüngling zu sehen, »der die Fackel auslöscht und dem stürmenden Meere Ruhe« gibt (Iris 1810, 264).

Vielleicht war diese Sichtweise auf das Sterben doch zu abstrakt? Als Jacobi ein Jahr später nach einem Gespräch mit Ecker über den Tod ein Gedicht über seine Ängste vor dem Ende des Lebens schrieb, antwortete Ecker betroffen und erschrocken. Dichter, so meint er, zeichneten sich ja durch langes Leben aus, wofür er zahlreiche Beispiele anführt. Er beschwört die gemeinsame Freundschaft und äußert die flehentliche Bitte, dass Jacobi ihm noch lange als Freund erhalten bleibe.

Die Freundschaft zwischen Ecker und Jacobi, derer sich beide in empfindsamen Worten versichern, durchzieht als zentrales Thema den Briefwechsel und fand ihren Niederschlag ebenso in der *Iris*. In der gemeinsamen Trauer über den Tod ihrer Söhne festigte sich das freundschaftliche Band zur Schicksalsgemeinschaft.



**Porträt Johann Matthias Alexander Ecker. Öl auf Leinwand, auf Holzplatte aufgezogen. Künstler und Entstehungszeit unbekannt. Vergoldeter Rahmen, 79 x 65 cm.**

Kunstinventar der Universität Freiburg: Hausstiftung 14

Foto: Dietrich Wittke

Ecker, der an der Universität Freiburg Professor für Chirurgie war, ist in Denkerpose abgebildet. Er trägt einen dunklen Überrock, ein weißes Hemd und eine weiße Halsbinde. Ecker legt in nachdenklicher Haltung die Finger der Rechten an die Wange. Die Bücher in der linken unteren Bildecke weisen ihn als Gelehrten aus. Sein Blick weist über den linken Bildrand hinaus, scheint aber nichts zu fixieren; vielmehr verstärkt er den Eindruck der Gedankenversunkenheit.

### **Grabschriften von Johann Georg Jacobis und Johann Matthias Alexander von Ecker [1809].**

Universitätsarchiv Freiburg: Nachlass J. M. A. Ecker, C 121/5 (Brieftasche)

Die Grabsprüche entstanden 1809 nach dem Tod von Eckers Sohn. Die Trauer über den Verlust hat auch den Briefwechsel zwischen Ecker und Jacobis eine Zeitlang dominiert.

Auf der ersten Seite der *Grabschriften* finden sich vier Stophen in der Handschrift Jacobis; auf den Innenseiten drei Strophen in der Handschrift von Ecker. Der Tod wird in einer religiös überhöhten Metaphorik als Erlösung verstanden, als Aufgehen in Gott.

[Von Jacobis Hand:]

Grabschriften

Das Leben war mit dir uns süß am eignen Herde;  
Jetzt, da du weggerückt in andre Welten bist,  
Jetzt fühlen wir auf fremder Erde,  
Daß sie nicht unsre Heimath ist.

[Von Eckers Hand:]

Was Gotteslüfte hier am Totenhügel wehen,  
Ist Liebe, Leben, Wiedersehen.

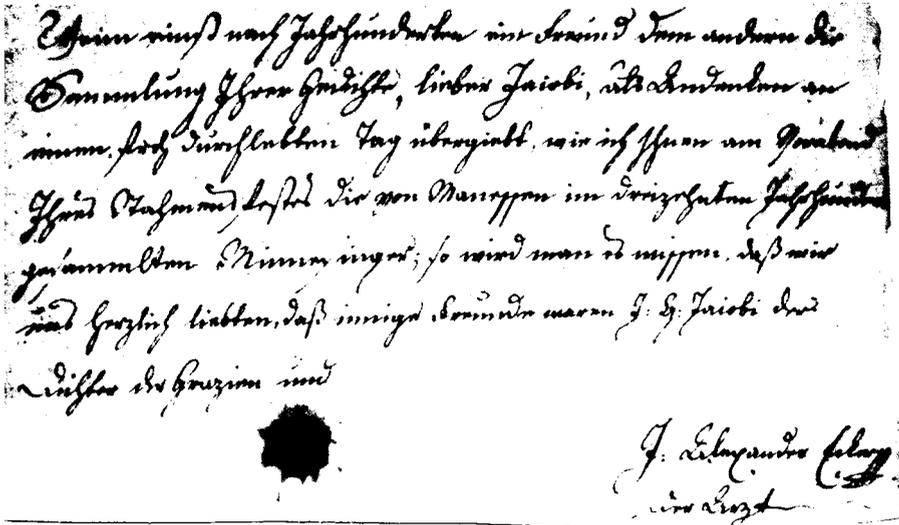
Leser! ach erbarme dich dieses harten Falles  
Was hier liegt war in der Welt ausser Gott uns alles.

### **Brief Johann Georg Jacobis an Johann Matthias Alexander von Ecker, 21. Dezember 1810.**

Universitätsarchiv Freiburg: Nachlass J. M. A. Ecker, C 121/5

Im literarischen Diskurs des Dichterkreises um Johann Georg Jacobi war es üblich, den Freunden die eigenen Erzeugnisse zur kritischen Lektüre zu übergeben. Dabei wurden mitunter erstaunlich offene Worte gewechselt. Ein Beispiel hierfür stellt der Brief vom 21. Dezember 1810 dar, in dem Jacobi das *Madonnenlied*, ein nicht überliefertes Gedicht Eckers, kritisiert.

Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß dieses Madonen-Lied, welches ich gestern Abend u[nd] heute Morgen zu wiederholten Mahlen gelesen, nicht den Eindruck auf mich gemacht hat, den ich davon erwartete. Die beyden ersten Strophen dünken mich zu wortreich [...] u[nd] in dem Ganzen finde ich nicht die kunstlosen Ergießungen eines mütterlichen Herzens, [...] sondern das *Machwerk* eines Dichters, dem sich die Verse nicht recht schmiegen wollen.



Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß dieses Madonen-Lied, welches ich gestern Abend u[nd] heute Morgen zu wiederholten Mahlen gelesen, nicht den Eindruck auf mich gemacht hat, den ich davon erwartete. Die beyden ersten Strophen dünken mich zu wortreich [...] u[nd] in dem Ganzen finde ich nicht die kunstlosen Ergießungen eines mütterlichen Herzens, [...] sondern das *Machwerk* eines Dichters, dem sich die Verse nicht recht schmiegen wollen.

J. Alexander Ecker

### Widmungsbrief von Johann Matthias Alexander von Ecker an Johann Georg Jacobi, 1812?

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2 (Ecker), Kapsel 5

Zum Namenstag schenkte Ecker seinem Freund Jacobi, vermutlich im Jahre 1812, einen Druck der Manessischen Liederhandschrift, eine mittelalterliche Sammlung von Minnesang-Liedern. Im Widmungsbrief dieses Geschenks tritt das empfindsame Freundschaftsmotiv prägnant hervor:

Wenn einst nach Jahrhunderten ein Freund dem anderen die Sammlung Ihrer Gedichte, lieber Jacobi, als Andenken an einen froh durchlebten Tag übergiebt, wie ich Ihnen am Vorabend Ihres Namensfestes die von Manessen im dreizehnten Jahrhundert gesammelten Minnesänger; so wird man es wissen, daß wir uns herzlich liebten, daß innige Freunde waren J. G. Jacobi der Dichter der Grazien und J. Alexander Ecker der Arzt.

**Johann Georg Jacobi: Vorzeichnung zur Briefftasche für Ecker, wohl Februar 1813.**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi II B

Das Doppelblatt weist als Modell für die Briefftasche auf Vorder- und Rückseite die später gestickten Inschriften auf. Anweisungen zu den figürlichen Symbolen sind mit Bleistift geschrieben.

[Inschriften der Außenseiten:]

Der Liebe Rose blüht  
Dem Retter Aesculap

Mit Lorbern schmücke sich  
Der stolze Feldherrn-Stab!

[Anweisung für Randverzierung, hintere Außenseite:]

Statt der Lorbern, Rosenblätter und Knöspchen.

[Anweisungen für den Äskulapstab:]

Knotenstab, um den sich eine Schlange windet, gruppiert mit einer halb offenen Rose.

[Anweisung für Randverzierung, vordere Außenseite:]

*Goldnes* Leistchen mit einem schmalen Gewinde von Lorbern. Diese *grün*.

[Anweisungen für den Feldherrnstab:]

Commandostab mit einem Lorber.

[Inscription der Innenseiten:]

Seinem Arzt und Freunde A. Ecker. J. G. Jacobi am 26. Febr. 1813.

**Briefftasche, Geschenk von Johann Georg Jacobi an Johann Matthias Alexander von Ecker, 26. Februar 1813. Seidenstickerei.**

Universitätsarchiv Freiburg: Nachlass J. M. A. Ecker, C 121/5

Am 26. Februar 1813 schenkte Johann Georg Jacobi seinem Freund Ecker zum 57. Geburtstag eine Briefftasche als Zeichen seiner Freundschaft zur Aufbewahrung der gemeinsamen Korrespondenz. Die eingestickte Widmung lautet:

Mit Lorbern schmücke sich | Der stolze Feldherrn-Stab  
Der Liebe Rose blüht | Dem Retter Aesculap

Der Lorbeer spielt auf die literarischen Versuche des Chirurgen und ehemaligen Regimentsarzt Ecker an; als »Retter Aesculap[s]« betätigte sich Ecker in seinem ersten Beitrag für die *Iris* (1806), in dem er gegen die These Jacobis den Fackeltanz als einen ursprünglich »ärztlichen Tanz« zu Ehren Aesculaps nachwies.

<p>Blatt des Lorbeer, Kopf = Blätter und Kränzgen.</p> <p>Der Liebe Rose blüht</p> <p>Am Ende, die die für eine Kränze bindet, grüßend mit Kränzen Zalb offnen Kopf.</p>  <p>Dem Retter Aesculaps.</p>	<p>Goldnes Laubholz mit einem Kränze am Ende von Lorbeer Kränze grüßend.</p> <p>Mit Lorbern schmückte sich</p> <p>Comando = Stab mit einem Lorber.</p> <p>Der stolze Feldherrn = Stab!</p>
---	--

4.)

Seinem Arzt und Freunde  
A. Ecker.

J. G. Jacobi  
am 26. Febr. 1813. 181

1813

In der Briefftasche sind elf Briefe von Jacobi an Ecker überliefert, ein Brief von Maria Theresse von Artner an Ecker sowie in Vorschrift Versuche über eine Grabinschrift für Eckers 1809 verstorbenen Sohn.

## Johann Peter Hebel (1760–1826)

Johann Peter Hebel – der hellste Stern am badischen Dichterkhimmel – trat erst im Alter von 43 Jahren als Poet vor die Öffentlichkeit.

Als Kind hatte Hebel im Winter in Hausen (im südbadischen Wiesental) gelebt, wo seine Eltern Weber waren, und im Sommer in Basel, wo die Eltern in einem Patrizierhaus dienten. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land sowie die niedere Herkunft sind wichtige Themen seines Werks. Nach dem Theologiestudium wirkte er seit 1791 in Karlsruhe als Lehrer und Diakon.

Unter dem Kürzel »J. P. H.« brachte der Pädagoge 1803 das Werk heraus, welches ihn populär machte: *Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten*. In der *Iris* von 1804 erschien das Mundartgedicht *Der Abendstern* noch anonym und mit zwei hochdeutschen Übertragungen Hebels und Jacobis als Lesehilfe; spätere Jahrgänge nennen dann den mittlerweile berühmten Namen beim Abdruck des *Gewitters* (1806) und der beiden Langgedichte *Riedligers Tochter* (1808) und *Geisterbesuch auf dem Feldberg* (1810). Hebel las die *Iris* regelmäßig und schickte sie an seine lebenslange Freundin Gustave Fecht nach Weil, der »die Irisbüchlein so wohl gefallen«.

Mit einigen *Iris*-Mitarbeitern war Hebel befreundet, so mit Ittner, Schnetzler und von Neveu. Joseph Albrecht von Ittner, den Hebel über Karl Christian Gmelin (den Verfasser der *Flora Badensis*) kennenlernte, war er besonders verbunden. Dokumente der dauerhaften Freundschaft sind die humorvollen, lateinisch verfassten Briefe Hebels an Ittner, die mit der Bildungstradition spielen, etwa mit superlativischen Anreden wie »vir et amice dulcissime pluricumque colende«. Einen Höhepunkt des Freundschaftskultes bildet das Briefgedicht *An Ittner* vom Sommer 1807.

Nachdem Freiburg und der Breisgau durch den Frieden von Preßburg (Dezember 1805) badisch geworden waren, sollte eine lutherische Pfarrei im katholischen Freiburg gegründet werden. Man warb um den Karlsruher Kirchenrat und Gymnasialprofessor:

Denn wer nur Ja sagen darf, um Stadtpfarrer und Universitätsprediger in Freyburg zu seyn, das bin ich. – Ist mir so etwas an der Wiege gesungen worden? Steht so etwas im Bohnenlied? Die Stelle ist mir angeboten. Sie können denken, wie viel ich in beide Wagschalen zu legen habe, wie es an mir zieht, und zurückhält. Ich wollte mich augenblicklich auf die Post setzen, und hinaufreisen um mich droben zu entscheiden, aber

das Wetter ist gar zu stürmisch. Unterdessen schwanke ich unentschlossen wie ein Uhrenpendikel. (An Gustave Fecht, 3. Dezember 1806)

Hebel zagte und zauderte weiter und ließ sich schließlich die Entscheidung nicht ungerne vom Großherzog abnehmen, der den Dichter in seiner Nähe wissen wollte. Der Entschluss, in Karlsruhe zu bleiben, änderte nichts an Hebels Liebe zu Freiburg. Noch 1818 schmerzt ihn:

es hat mich schon oft beelendet, daß ich kein Pfarrer worden bin. [...] und wenn ein braver Pfarrer an mir sollte verlohren gegangen seyn, so hats der liebe Gott selbst gethan, dessen Gedanken nicht meine Gedanken waren. Wiewol bei Freiburg bin ich ihm ein wenig von der Hand gegangen. Selbiges kann ich nicht läugnen.

Wenige Tage nach der »Freyburger Geschichte« Anfang Januar 1807 übernimmt Hebel die Redaktion des badischen Landkalenders *Der Rheinländische Hausfreund*. Die dafür geschriebenen Kurzgeschichten wie *Unverhofftes Wiedersehen*, *Kannitverstan*, *Mittel gegen Zank und Schläge* und *Die Ohrfeige* ließen ihn in die Lesebücher eingehen.

Robert Feger: Ein Hebel-Bildnis aus dem Jahre 1810. In: Die Markgrafschaft. Monatszeitschrift des Hebelbundes 13 (1961), H. 8, 12–16. – Robert Feger: Annäherungen an einen Prälaten. Fragestellungen zu Leben und Werk von Johann Peter Hebel. Lahr 1983. – Johann Peter Hebel. Eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag. [...] Ausstellungskatalog hg. von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Karlsruhe 1985. – Johann Peter Hebel: Sämtliche Schriften. Kritisch hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff. Karlsruhe 1990ff. – Rolf Max Kully: Johann Peter Hebel. Stuttgart 1969. – Wilhelm Zentner: Johann Peter Hebel. Karlsruhe 1965.

### **Porträt Johann Peter Hebels. Bleistiftzeichnung (1810) von Christian Friedrich Müller (1783-1816), sparsam weiß gehöht, 24,3 x 20 cm.**

UB Freiburg

Das Bild zeigt Hebel als Fünfzigjährigen. Es diente mehreren Stichen als Vorlage und ist wohl das verbreitetste Porträt des Schriftstellers. Hebel erscheint mit Kopf und Oberkörper leicht nach links gewendet, den Blick auf ein Ziel außerhalb des rechten Bildrandes gerichtet. Sein gelocktes Haar ist kurz geschoren, nach der Mode der Zeit trägt er einen Backenbart. Bekleidet ist Hebel mit einem Überrock mit umgeschlagenem Kragen und Revers, einem Untergewand mit Stehkragen und einer mehrfach um den Hals geschlungenen und vorne geknoteten Cravatte. Die eher skizzenhaften Gewandpartien lenken den Blick des Betrachters auf das sorgfältigst ausgeführte, partiell unter Einsatz eines Wischers pastellartig bearbeitete Gesicht.



Der mit Hebel befreundete württembergische Gesandtschaftssekretär Christoph Fr. K. Kölle bezeichnete das Bild als dem Dargestellten »ausnehmend ähnlich«. Die Zeichnung gebe »den Mann wieder, wie er freudig aufgeregt am meisten Er selbst war...«. Der moderne Betrachter vollzieht diese Charakterisierung nur mit Mühe nach: mit seinem abgewandten Blick erscheint Hebel in sich gekehrt.

**J[ohann] P[eter] H[ebel]: Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Karlsruhe (Macklot) 1803.**

UB Freiburg: E 7662,d (Rara)

Jacobi war einer der ersten, dem Hebel im Frühjahr 1802 Einsicht in das Manuskript der *Allemannischen Gedichte* gewährte. Bereits der erste Eindruck entlockte Jacobi ein positives Urteil. Der Name und die Autorität Jacobis erleichterten dem noch gänzlich unbekanntem Hebel die Suche nach einem Verlag. Brieflich instruiert Hebel seinen Freund Hitzig, wie er bei einem Verleger vorzugehen habe. Zeige einer Interesse, solle Hitzig sagen, »...daß wir ehrliche Leute seyn und Jakobi ein kompetenter Richter«.

**J[ohann] G[eorg] Jacobi: [Rezension der *Allemannischen Gedichte*]. In: *Allgemeines Intelligenz- oder Wochenblatt für das Land Breisgau [Freyburger Zeitung]*, 23. Hornung 1803, Nr. 16, 93–95.**

UB Freiburg

Eifrig wurde in Freiburg die Werbetrommel für die *Allemannischen Gedichte* gerührt: Der Redakteur Franz Xaver Schnetzler der *Freyburger Zeitung* druckt am 1. September 1802 eine Voranzeige der *Allemannischen Gedichte*, – mit dem Hinweis auf Jacobis »günstiges Urteil«. Jacobi schrieb dann nur wenige Wochen nach der Buchpublikation im Februar 1803 die erste ausführliche Rezension. Lange vor Jean Paul und Goethe pries Jacobi Hebels Talent:

Auch dafür sind wir dem Verfasser einen nicht geringen Dank schuldig, daß er zu seinen Gesängen sich der reichhaltigen, körnichten Sprache seiner väterlichen Gegend bedient, die, außer ihrer Naivität, noch wegen der Abkürzungen, die sie gestattet, einen Dichter in Stand setzt, in wenige Zeilen vieles zusammenzufassen, und bey der möglichsten Kürze, nicht zu gedrängt zu seyn.

Da Jacobi meint, dass Hebels Gedichte »von dem Dialekte nur den kleinsten Theil [ihres] Werths erhalten«, wagt er eine Übersetzung von *Freude in Ehren*, woraus die zweite Strophe zitiert sei:

Ne Trunk in Ehre  
 Wer will's verwehre?  
 Trinkt's Blüemli nit si Morgethau?  
 Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?  
 Am Werchtig hemmer gschaft,  
 Drum bringt der Rebesaft  
 Am Sunntig neu Chraft.

Den Trunk in Ehren  
 Wer will ihm wehren?  
 Trinkts Blümlein nicht auf dieser Au  
 Den Regen und den Morgenthau?  
 Am Werktag wird geschafft,  
 Drum bringt der Rebensaft  
 Am Sonntag neue Kraft.

– Bestärkt durch Jacobis Lob, gedenkt Hebel Exemplare an Wieland und Nicolai zu verschicken und notiert in einem Brief vom März 1803: »Jacobi macht mich verdammt keck.« – Rasch erobern die *Allemannischen Gedichte* die Herzen der Leser: bereits 1808 erscheint die vierte Auflage.

**Johann Peter Hebel: An Ittner [Mundartliches Briefgedicht, Juni oder Juli 1807] »So bhütich Gott der Her, und zürnet nüt!« In: Joseph Albrecht von Ittner's Schriften. Hg. von Heinrich Schreiber. Bd. 4: Freundschaftliche Briefe und Leben. Freiburg i. Br. 1829, 6–8.**

UB Freiburg: E 6545,a–4

Johann Peter Hebel stand mit Ittner in freundschaftlicher Verbindung und schrieb ihm diese Versepistel. Hebel spielt auf eine Schrift Ittners mit dem Titel *Monographia de Schnauziis* an, worin Ittner in anzüglicher Weise, von Hebel als »Schwein-Igeleien« bezeichnet, unterschiedliche Mädchentypen als Arten einer neu entdeckten Pflanze untersucht. Ittner widmete seine Schrift dem Botaniker Karl Christian Gmelin, dem »Chrüterma vo Badewiler«.

## Joseph Albrecht von Ittner (1754–1825)

Joseph Albrecht von Ittner wurde am 2. März 1754 als Sohn eines kurmainzischen Beamten bei Bingen am Rhein geboren. Den größten Teil seiner Jugend verbrachte er unter der strengen Obhut eines Verwandten in Mainz. Als eine Jugendliebe entdeckt und hart bestraft zu werden drohte, floh er aus Mainz und ließ sich von einem preußischen Offizier zum Kriegsdienst anwerben. Verwandte lösten ihn vom Militär. Nach Studienjahren in Göttingen und juristischer Praxis in Wetzlar, Regensburg und Wien bezog Ittner im Jahr 1786 als Kanzler des Johanniterordens das Malteserschloss zu Heitersheim. Nach eigenem Bekunden verlebte er dort die glücklichste Zeit seines Lebens, bis er nach der Säkularisation des Ordens 1805 als Staatsrat in badische Dienste trat. Ittner wurde nach St. Blasien versetzt, mit der undankbaren Aufgabe, das dortige Kloster aufzulösen. Die Verletzlichkeit der betroffenen Seite dokumentieren die scharfen Worte, die Ignaz Speckle, letzter Abt von St. Peter, für Ittners Vorgehen findet: »In St. Blasien geht das Geschäft nicht so bescheiden. Der dortige Commissär Ittner, von jeher Feind der Klöster, welcher selbe dem Malteserorden einverleiben wollte, und nicht reüssierte, besonders feindselig gegen den Fürsten von St. Blasien und gegen mich, scheint nur diese Gelegenheit zur Rache zu benutzen. Dank der Vorsehung, dass der Mann nicht hierher kam [...]« (Speckle, Memoiren, 276).

Nach seinem »sibirischen Exil« in St. Blasien war Ittner zunächst als Kurator der Freiburger Universität tätig. Gleichzeitig wirkte er als Gesandter in der Schweiz. Dort verband ihn eine herzliche Freundschaft mit dem Dichter und Wahlschweizer Heinrich Zschokke, zu dessen *Erheiterungen* Ittner Beiträge lieferte. Eine letzte Versetzung führte ihn als Direktor des Seekreises nach Konstanz, wo er durch seinen Freund Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg in enge Berührung mit dem deutschen Reformkatholizismus kam.

Ittners Heitersheimer Jahre waren die Zeit des intensivsten Kontakts mit Johann Georg Jacobi. Das milde Markgräfler Klima und die erhöhte Lage des Malteserschlosses erlaubten es Ittner, in Heitersheim einen Garten anzulegen, der dem Besucher reizvolle Ausblicke und eine reiche Pflanzenvielfalt bot. Der Garten wurde beliebter Treffpunkt der zahlreichen Freunde des Kanzlers. Für seinen Freund und häufigen Gast Johann Georg Jacobi errichtete Ittner einen Poetenwinkel, »Poet's Corner« genannt, dem Jacobi in einer Versepistel an seinen Dichterfreund Gottlieb Conrad Pfeffel eine ausführliche

Beschreibung widmet. Illustriert durch ein Titelkupfer, das den Poetenwinkel zeigt, erscheint Jacobis Epistel in der *Iris* von 1805.

Ittner trug viel zu Jacobis Freiburger Almanach bei. Die ungewöhnliche Bandbreite seiner Themen weist ihn als belesenen und vielseitig interessierten Menschen aus. Mit Vorliebe wendet er sich dem Brauchtum und der Mythologie fremder Völker zu. Ein Beitrag trägt den Titel *Ueber das schwedische Trollpack*, zwei weitere *Ueber den Ursprung der Weiber nach der indischen Mythologie* und *Sonderbare Methoden einiger Völker, sich Recht zu verschaffen*. Neben Natur-, Völker- und Landeskunde liebte Ittner besonders die alten Sprachen. Die griechische und römische Mythologie lebt in seinen Erzählungen und Prosaskizzen. Im Jahr 1811 verfasste Ittner eine lateinische Gedenkschrift für den badischen Großherzog Friedrich, *Piis Manibus Caroli Friderici Magni Badarum Ducis*, deren Lektüre Johann Peter Hebel zu der Bemerkung veranlasste: »Und so einen Mann macht man zum Kreisdirektor, und nicht wenigstens zu unserem. Ich weiß nicht ob ich etwas so klassisches aus neuer Zeit gelesen habe –, an quidquam post antiquitatem antiquius.« Hebel selbst schrieb seinem »vir amicissimus« Ittner lateinische Briefe und, ganz unklassisch, ein mundartliches Gedicht, in dem er mit dem »Chrüterma vo Badewiler« auf den Arzt und Professor der Botanik Karl Christian Gmelin anspielt, der einer Pflanzengattung nach seinem naturkundlich interessierten Freund Ittner den Namen *Ittnera* gab. Auch Ittner fügte seinen Briefen mitunter Freundschaftsbeweise in Versform bei. So sandte er bei seinem Abschied aus Heitersheim eine griechische Ode an Jacobi, die dieser »unter den Geschenken der Freundschaft, die mir am liebsten sind«, aufzubewahren versprach. Auf Ittners Weggang aus Heitersheim folgte die Zerstörung seines Gartens, in dem neben Jacobi und seiner Familie auch die Dichterin Maria Theresia von Artnern, genannt Theone, und der Freiburger Arzt Johann Matthias Ecker zu Gast waren. In Konstanz schrieb Ittner als Denkmal ihrer Freundschaft die maßgebliche Biographie des 1814 verstorbenen Jacobi, die in dessen Werkausgabe aufgenommen wurde. Nach seinem Tod wurde er von Wessenberg mit einem Nachruf bedacht, der in einer Antonomasie auch den befreundeten »Seher« Jacobi und den »edlen Blinden« Pfeffel ehrt.

Biographie Ittners von Heinrich Schreiber. In: Joseph Albrecht von Ittner: Schriften. Freundschaftliche Briefe und Leben. Freiburg 1829, 121ff. – Adalbert Elschenbroich: Artikel »Ittner«. In: Neue deutsche Biographie, Bd. 10, Berlin 1974, 203–205. – Gerhard Geiger: Joseph Albrecht und Franz von Ittner. In: Die Markgrafschaft, Monatszeitschrift des Hebelbundes 14 (1962), H. 2, 4–7. – Daniel Jacoby: Artikel »Ittner«. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 14, Leipzig 1881, 647–648. – Johann Leonhard Hug: Artikel »Ittner«. In: Neuer Nekrolog der Deutschen, 3 (1825), Ilmenau 1827, 325–338. – Friedrich von Weech: Artikel »Ittner«. In: Badische Biographien, Bd. 1, Heidelberg 1875, 427–429.

*Tom. III.**Tab. IV.**Ittnera minor. pag. 592.*

[Stich des Nixkrautgewächses] *Ittnera najas* [und] *Ittnera minor*. In:  
 FLORA BADENSIS ALSATICA ET CONFINIUM REGIONUM CIS ET  
 TRANSRHENANA PLANTAS A LACU BODAMICO USQUE AD CONFLUENTEM

**MOSELLE ET RHENI SPONTE NASCENTES EXHIBENS SECUNDUM SYSTEMA SEXUALE CUM ICONIBUS AD NATURAM DELINEATIS Auctore CAROLO CHRISTIANO GMELIN [...]. Bd. 3. Karlsruhe 1808, Tab. III und IV.**

UB Freiburg: V 5276-3

Der Botaniker Carl Christian Gmelin nannte die Gattung der Nixkrautgewächse nach seinem Freund *Ittnera*. – Ein Porträt von Ittner hat sich anscheinend nicht erhalten.

**Joseph Albrecht von Ittner: Ode an den Dichter Jakobi (1806). In: Ders.: Schriften. Hg. von Heinrich Schreiber. Bd. 3: Vermischte Schriften. Freiburg 1828, 418–420.**

UB Freiburg: E 6545-3

Ittner begrüßt seinen Freund Jacobi nach dessen Rückkehr aus München, »wo sie weißliche Gerste umwandeln zum weinartigen Getränke«. In der Epode, dem Schlußteil der griechischen Ode, spielt Ittner auf seinen Beitrag zur *Iris* über die Zürcher Bocksgesellschaft an, einer Vereinigung von Mitgliedern angesehenere Zürcher Familien. In seiner Zeit als badischer Gesandter in der Schweiz durfte Ittner einer Bocks-Aufnahme beiwohnen.

Jacobi dankte Ittner brieflich für das Denkmal der Freundschaft (»*philiias mnema*«), die ihm gewidmete griechische Ode am 30. Dezember 1806:

Ihr *Philiias mnema* würde mir schon, als solches, theuer gewesen seyn; stellen sie sich also vor, welchen Werth es für mich haben muß, da es nicht bloß ein freundschaftlicher, sondern zugleich ein schöner Gesang ist, wirklich im griechischen Geiste gedichtet. [...] Die [griechische] Sprache, worin Sie dichteten, und in der man zu unseren Zeiten nicht leicht mehr einen Vers macht; der Ort, wo die Ode gedruckt wurde, und die Nebenumstände geben ihr noch ein besonderes Interesse. Sie soll unter den Geschenken der Freundschaft, die mir am liebsten sind, aufbewahrt werden; und mein Fritz, der Ihnen für die Uebersetzung derselben recht herzlich dankt, wird hoffentlich am Ende des künftigen Jahrs das Original lesen, und es gewiß, als ein *philon mnema*, in Ehren halten. Einige Exemplare davon habe ich hier vertheilt, andere sende ich an auswärtige Freunde, insonderheit gehen mehrere nach Carlsruhe ab.

*Quae tibi, quae tali reddam pro carmine dona?*

Leider kann ich jetzt auf kein poetisches Gegengeschenk bedacht seyn; denn ich muß alle meine Zeit auf die Verbesserung meiner älteren Gedichte wenden, von denen auf Ostern der erste Band herauskommen wird. Mit dieser Arbeit geht es langsam, zumal, da ich mich gar zu oft darin gestört sehe. Gestern erst vollendete ich ein, gegenwärtig kritisches Werk, einen Prolog auf das neue Jahr.

Das Unangenehme Ihres jetzigen Aufenthalts, und das eben so Verhaßte als Mühseelige ihres dortigen Geschäfts begreife ich vollkommen, und bedaure Sie. Indessen haben Sie Ihre Muse und Ihre gute Laune zur Gesellschaft; beide werden Ihnen glücklich durchhelfen. Eine Wildniß, so viel trauriges sie auch im Winter hat, ist dennoch der Begeisterung hold; denn die großen Waffen der Natur und das Ungestüm der Winde und

Ströme, geben der Phantasie einen höheren Schwung, veranlassen neue und starke Gedanken und Bilder, wovon jene alten Lieder, auf rauhen Bergen in Nebelwoken gesungen, hinlängliche Beweise sind. – Wenn wenigstens Ihre verdrießlichen Geschäfte bald zu Ende giengen! (Ittner's Schriften. Bd. 4, 4–6).

**Joseph Albrecht von Ittner: Piae Memoriae Caroli Friderici Magni Badarum Ducis [Würdigung des 1811 verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Baden, mit handschriftlicher lateinischer Widmung].**

UB Freiburg: H 3892

Bibliothecae Academiae Friburgensi honoris et benevolentiae causa donat autor S[erenissi] Mag[ni] Ducis Badarum ad res publicas Helvetorum Legatus extraordinarius et mandatorum Minister plenipotentarius. Circoli provincialis ad Lacum Chronium Donator de Ittner

( Der akademischen Bibliothek zu Freiburg übergibt in hochachtungsvoller Zuneigung der Autor, außerordentlicher Gesandter des Großherzogs von Baden für die Schweiz und bevollmächtigter Minister des Provinzialkreises am Bodensee als Stifter [sein Buch] von Ittner )

**Heinrich Schreiber. In: Joseph Albrecht von Ittner's Schriften. Hg. von Heinrich Schreiber. Bd. 4: Freundschaftliche Briefe und Leben. Freiburg 1829, 145f.**

UB Freiburg: E 6545,a–4

Heinrich Schreiber, persönlicher Freund und Biograph Ittners, beschreibt den von Ittner im Schlosspark zu Heitersheim angelegten botanischen Garten:

Leicht fand sich Ittner in den ihm angewiesenen Geschäftskreis, der ihm Zeit genug übrig ließ, seinen neuen Aufenthalt nach Lust einzurichten und zu verschönern. Die erste und meiste Sorgfalt wurde auf den geräumigen Garten verwendet, welcher in kurzem den überraschendsten Anblick darbot. Kenntniss und Geschmack wetteiferten, die günstige Lage zu benützen und die mannigfaltige Pflanzenwelt hier zu vereinigen. Von allen Seiten winkten Aeste voll Mandeln, Feigen und Pfirsichen; wie in Italien schlängelten sich die Reben am Stamme der Obstbäume empor, und vermengten sich die beiderseitigen Früchte. Dazwischen erhob sich, über vierzig Fuß hoch, die ungeheure Säule einer kanadischen Pappel, mit einer prächtigen Krone herzförmiger Blätter geschmückt. Eine Pyramide von natürlichem Tuffstein war mit Epheu und seltenen Pflanzen bedeckt, und von einer Yucca mit Aloe=Blättern überwachsen. Daneben wechselten die rothe virginische Zeder, der Lebensbaum, die carolinische breitblättrige Linde, die prächtige Sophora aus Japan und der wilde Oelbaum, der aus seinen gelben Blüten im silberschuppigen Kelche die ganze Gegend mit Wohlgeruch erfüllte.

**Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg: [Nachruf auf Ittner]. In: Joseph Albrecht von Ittner: Schriften. Bd. 4: Freundschaftliche Briefe und Leben. Freiburg 1829.**

UB Freiburg: E 6545,a

Der damalige Bistumsverweser in Konstanz Heinrich Ignaz Freiherr von Wessenberg widmet seinem Freund Ittner folgenden Nachruf, der in einer Antonomiasie auch den befreundeten »Seher« Jacobi und den »edlen Blinden« Pfeffel ehrt:

Der du sokratisch froh im Kreis der Freunde  
Kränzetest den Pokal, und ging zur Neig' er,  
Welkte schon die Ros', aufseufztest:  
»Ach, Staub nur sind wir und Schatten!«\*)

Der du alsdann, erklang des blinden Griechen  
Herrlich Lied zu der Leier, hochbegeistert  
Sangst im Chor, die helle Zäh'r auf der Wang'  
Und Frische der Jugend;

Herzliche Grüße bring', o Freund, von mir dort  
In elysischer Flur dem edlen Blinden  
Und dem Seher, die den Toren mit Lächeln  
Lehreten Weisheit!

\*) Pulvis et umbra sumus! – Lieblingsprüchlein des Freundes. S. dessen Schriften Band III. S. 23.

## Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809)

Johann Georg Jacobi traf den blinden Schriftsteller und Militärpädagogen Gottlieb Konrad Pfeffel erstmals 1785 in Colmar. Bedauerte Jacobi anfangs nur den vom Schicksal gezeichneten, einfachen Mann (vgl. Pfeffels Fremdenbuch, 299), so verband beide bald eine innige Freundschaft, die fast ein Vierteljahrhundert, bis zum Tode Pfeffels 1809 währte.

Trotz seiner Behinderung war Pfeffel ein sehr kontakt- und reise-freudiger Mensch. Er publizierte nicht nur in Jacobis *Iris*, sondern auch in zahlreichen anderen Zeitschriften, wie Wielands *Neuem Teutschen Merkur*, Schubarts *Teutscher Chronik* und Vossens *Göttinger Musenalmanach*. Pfeffels Kontakte reichten über Heinse und Voß bis nach Halle und Göttingen, über seinen Mitarbeiter Lense (1749–1800) zu Goethe nach Weimar und mit Sarasin, Iselin und Johann Caspar Lavater bis in die Schweiz hinein. Jährlich besuchte Pfeffel seinen Freund Jacobi in Freiburg. Im Jahr 1776 wurde Pfeffel Mitglied der Helvetischen Gesellschaft, 1788 berief ihn die Berliner Akademie der Künste zum Ehrenmitglied, gefolgt von der Münchner Akademie der Wissenschaften 1808. Die Werkausgaben, die Cotta in Stuttgart verlegte, kanonisierten Pfeffel als Klassischen Dichter. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Pfeffel einer der beliebtesten oberrheinischen Dichter.

Dabei hatte der junge Pfeffel zuerst ganz andere berufliche Bahnen eingeschlagen. Sein Vater hatte ihm von Colmar aus nicht ins nähere Freiburg, sondern ins fernere, dafür aber protestantische Straßburg zur Schule geschickt. 1752 nahm Pfeffel dann das Studium der Rechte in Halle auf. In Halle traf er auf die geistigen Haupteinflüsse, die sein Denken und Schaffen prägen sollten: die Philosophie des Christian Wolff sowie die Poetik und die moralischen Anschauungen Gellerts (1715–1769). Doch in Halle begann auch Pfeffels gesundheitlicher Leidensweg: Seine Sehkraft nahm wohl infolge übermäßiger Lektüre rapide ab, wenige Jahre später erblindete er nach einer missglückten Augenoperation ganz. Da sich eine Karriere als Diplomat, wie sie sein Vater und sein Bruder eingeschlagen hatten, nicht mehr verwirklichen ließ, förderte die Erblindung Pfeffels Entscheidung für den Dichterberuf. Pfeffel musste sein Studium abbrechen und begab sich zurück nach Straßburg, wo er bei einer befreundeten Familie unterkam. Wenig später heiratete er die Tochter des Hauses, Margarethe Cleophe Divoux (1759), eine beherzte Frau, die sein Leben begleitete. Die junge Familie siedelte nach Colmar um und hielt sich zunächst mit der Erziehung junger Mädchen aus wohlhabenden Familien über Wasser. Ab 1773 konnte

Pfeffel sein Einkommen durch eine eigene kleine Militärschule sichern. Er erschloss damit eine Marktlücke, denn die protestantischen Adelligen im Elsaß waren von der katholischen *Ecole royale militaire* in Paris ausgeschlossen. Der weitgespannte Lehrplan seiner Militärakademie zeigt, dass es Pfefferl wie Jacobi um die *Herzens- und Gemütbildung* ging. Als pädagogisches Vorbild diente ihm neben Jean Jacques Rousseau (1712–1778) auch Johann Bernhard Basedow (1723–1790), der Gründer des Philanthropinums in Dessau.

Gerade seine Blindheit verlieh Pfefferl die Aura des Seherdichters. Bereits die jungen Stürmer und Dränger stilisierten ihn zum modernen »Teiresias«, zum geborenen Dichter und verglichen ihn mit Homer, Ossian und Milton. Zweifellos trug zu dieser Aura eine dichterische Hellsichtigkeit bei. Diese erhielt sich Pfefferl bis ins hohe Alter. Johann Peter Hebel schreibt dazu: »Pfeffel rechnete es zu dem Glück seiner Blindheit an, dass die Welt in seinem Alter noch unverwischt so vor ihm stand, wie er sie in seiner Jugend gesehen hatte« (Hebel, Briefe, Bd. 2, 758).

Pfeffels Fabeln, Lehrgedichte und Epigramme sind verspielt, liebevoll und empfindsam, oft aber auch schneidend. Gerade seine Zeitschriftenbeiträge heben sich durch ihre Schärfe immer wieder von denen anderer Autoren ab. Pfefferl bemühte sich zwar immer um maßvollen Ausgleich, doch das Talent zu Ironie und Sarkasmus verließ ihn nie. Selbst vor politischer Kritik schreckte Pfefferl nicht zurück: in einigen seiner Fabeln kritisiert er nicht nur deutlich die Missstände des Ancien Regime, sondern auch die Herrschaft der Massen und deren führende Köpfe wie etwa Robespierre. Belangt wurde er deswegen nicht – möglicherweise weil er als französischer Bürger in deutscher Sprache dichtete. Pfefferl war zu Lebzeiten weniger bei seinen Landsleuten, als bei den deutschen Nachbarn als Poet bekannt.

Unter Pfefferls Lesern sind viele Frauen. Gerade im Hinblick auf seine scharfe Satirik und Zeitkritik mag das erstaunen. Ohne Feminist im modernen Sinne zu sein, bemühte sich Pfefferl um die weiblichen Leser und schlug Jacobi vergeblich vor, dessen *Taschenbücher* mit Cottas Damenzeitschrift *Flora* zusammenzulegen. Das tat dem literarischen Austausch der beiden keinen Abbruch. Jacobi und Pfefferl begutachteten wechselseitig ihre Werke; Jacobi prüfte die Metrik des Freundes, während Pfefferl bei Jacobi auf Witz und Pointe achtete. Daneben tauschten sie Neuigkeiten aus Literatur und Gesellschaft aus. Gemeinsam war den Freunden ihre antikantianische Tendenz, die Betonung des Empfindsamen, und die Absicht, nicht nur den Geist, sondern auch das Herz zu bilden. Dieses Ziel verfolgten die beiden Freunde in unterschiedlicher Weise. Wie Jacobi den Ästhetiker verkörpert, so Pfefferl den kritischen Aufklärer.

Gottlieb Konrad Pfeffel. Satiriker und Philantrop. Ausstellungskatalog der Badischen Landesbibliothek. Karlsruhe 1986. – August Stöber: Zweiundzwanzig Briefe von G. K. Pfeffel an J. G. Jacobi. In: *Alsatia. Neue Beiträge zur Elsässischen [...] Sittengeschichte* 10 (1873), 1–41. – Otto Ernst Sutter: Gottlieb Konrad Pfeffels Spuren im Badischen. In: *Die Markgrafschaft. Monatszeitschrift des Hebelbundes* 15 (1963), H. 10, 3f.



**Der blinde Pfefferl von Colmar und Gerichtsherr Jacob Sarasin von Basel. Aquarell von F. Feyerabend.**

UB Basel: Manuskript Falk. 72, Blatt 5

Die frische, wenn auch etwas ungelenke Darstellung zeigt den Basler Patrizier Sarasin, angetan mit einem braunen Mantel, rotem Rock und roten Beinkleidern, wie er, den Dreispitz in der Linken, mit der rechten Hand den blinden Pfefferl führt. Dieser trägt die blaue Uniform seiner Colmarer Militäarakademie mit ihren charakteristischen schwarzen Aufschlägen, goldenen Knöpfen, Tressen und Epauletten. Die Bildunterschrift bezeichnet die beiden Dargestellten: links »Der blinde Pfefferl von Colmar«, rechts »Gerichts-Herr Jacob Sarasin von Basel.«

**Pfefferl dictant des poèmes à sa fille (Pfefferl diktiert seiner Tochter). Ölbild von Eugène Beyer (1817–1893).**

Musée d'Unterlinden Colmar

Auf dem lange nach Pfeffers Tod entstandenen Bild ist der Dichter in gediegener Kleidung dargestellt: schwarze Beinkleider, brauner Rock über gelbem Hemd, ein sorgfältig gebundenes Spitzenjabot und spitzenbesetzte Manschetten. Pfefferl sitzt halb aufgerichtet in einem mächtigen Lehnstuhl, die linke Hand auf der Armlehne, die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger erhoben. Auf seinem Gesicht findet sich ein konzentrierter Ausdruck, der durch die geschlossenen Augen des Blinden, die ikonographisch an Darstellungen Homers und Ossians anschließen, noch erhöht wird. Pfefferl scheint sich auf der Suche nach einer treffenden Formulierung sich leicht zu erheben oder vom *furor poeticus* emporgezogen zu werden. Die Kraft dieser Bewegung wird unterstrichen durch den locker in des Dichters linker Daumenbeuge ruhenden Stock: der Blinde bedarf keiner Stütze, da ihm seine poetische Gabe die Sicherheit des Sehenden gibt. Die weisende Geste der rechten Hand steht effektiv im Widerspruch zur Blindheit des Dichters, vielleicht lässt sie sich auch als Bewegung zum Abzählen des Versrhythmus deuten. Hinter Pfefferl steht oder sitzt eine junge Frau, oft für Pfeffers Nichte oder Tochter gehalten, an einem Pult und blickt abwartend zu dem von der Inspiration Ergriffenen hinüber, die Schreibfeder zum Diktat bereit in der Rechten. Neben Pfeffers erhobener Rechten finden sich Accessoires des Dichters: zwei Bücher, Symbole der Bildung, liegen auf einem grünen Tischtuch; daneben ein Kranz blühender Rosen, möglicherweise eine anakreontische Reminiszenz.



**Gottlieb Konrad Pfeffel: Der Phoenix. An meinen Freund J. G. Jacobi. 1800. In: Taschenbuch für das Jahr 1802. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi. Hamburg (Perthes) [1801], 155f.**

UB Freiburg: E 5188,f

Pfeffels *Phoenix* charakterisiert treffend, was Pfeffel und sein Freund Jacobi immer wieder dachten und in Verse fassten: Letzte Gewissheit kann nicht aus dem Denken, sondern nur aus dem Empfinden gewonnen werden. Vernunft ist wichtig, verliert jedoch ihre Zuständigkeit, wo sie nicht mehr auf dem Boden der Tatsachen steht, sondern es um Metaphysisches geht. – Zuerst erschien *Der Phoenix* im dritten Band von Pfeffels *Poetischen Versuchen*. Dort auf 1796 datiert, ist das Gedicht noch »Herrn Professor Jacobi in Freiburg« gewidmet.

Der Phoenix.

An meinen Freund J. G. Jacobi.  
1800.

Der Phönix lag auf seinem Sterbebette  
Von Myrrhen, Aloes und Zimmetreis.  
Minervens Kauz, ein Denker wie man weiß,  
Erspähte die geweihte Stätte  
Und sprach zum Einzigen: so glaubst du, blöder Greis,  
Daß, hat die Glut zu Asche dich verzehret,  
Dein Ich verneut ins Leben wiederkehret?  
Der Phönix schwieg. Der Kauz fuhr fort, erkläre mir,  
Was gründet deinen Wahn von einem andern Leben?  
Ich fordre stets Beweis. Den kann ich dir,  
Versetzt der Phönix, wohl nicht geben;  
Denn was man fühlt, beweist sich nicht,  
Und ein Gefühl, das laut wie ein Orakel spricht,  
Sagt mir, ich werde nicht vergehen.  
Hier stecket er mit heitrer Zuversicht  
Den Holzstoß an und ruft: auf Wiedersehen!

Der Phönix, lieber Freund, philosophierte schlecht,  
Allein er wußte froh zu sterben,  
Und wer nicht fühlt wie er, hat wie mich dünkt kein Recht,  
Ihm seine Freude zu verderben.

Jacobi schrieb am 30. August 1796 an Pfeffel: »O Sie glauben nicht, mein Bester! wie es mir wohl that [von Ihnen zu hören]! Und Einer Ihrer Briefe war noch dazu von einem herrlichen Gedichte begleitet, das mich in tiefe Wehmuth versetzte, aber zugleich den Trost der reineren Seelen, die etwas Höheres ahnden, empfinden ließ.«



Colmar, den 11<sup>ten</sup> April 1809

Noch immer, lieber Bruder, liege ich sehr krank darnieder. Meine Leiden sind unaussprechlich. In die Länge werde ich es nicht aushalten können. Unser guter Schnetzler hat sich nicht sehn lassen, und so war ich ganz ohne Nachrichten von euch.

Die letzte Stanze der Fetischschlange werde ich also beibehalten. Deine übrigen Korrekturen, lieber Bruder, habe ich noch nicht nachsehen können, stimme aber allen bei [das Gedicht *Der Neger und die Fetischschlange* wurde mit fünf anderen Gedichten in der *Iris* von 1810 abgedruckt unter dem Sammeltitle *Pfeffels letztes Geschenk für die Iris*].

Wird es besser mit mir, so schreibe ich ein Mehreres. Heut ist es mir unmöglich mehr zu schreiben.

Lebe wohl mein theurer Bruder, ich umarme dich mit unserer guten Marie und segne den redlichen Fritz von ganzer Seele.

Pfeffel

**Franz Xaver Schnetzler: [Nachruf auf Pfeffel]. In: Großherz. Bad. privilegierte Freyburger Zeitung, 3. Mai 1809.**

UB Freiburg: LS MF 80/9–5; G 4081–1809

Freyburg den 1. May. Der ehrwürdige Pfeffel ist nicht mehr; heute früh um 2 Uhr hat sein Geist die sterbliche Hülle verlassen. Unbeschreiblich waren seine Leiden in den letzten zwei Monaten; die rheumatischen Schmerzen, an denen er seit vielen Jahren litt, hatten sich auf den Magen geworfen [...] Aber mit der Standhaftigkeit eines Weisen ertrug der Dulder die heftigsten Anfälle seiner Krankheit; mit Sanftmut und Liebe tröstete er die Seinigen, und im entscheidenden Augenblicke, schwebte noch ein heiteres Lächeln, der Abglanz der reinsten Seele, auf seinen Lippen.

Pfeffels Name wird nicht untergehen [...] Die schöne Periode, in der er seine Blüthen entfaltetete, bürgt für die Unsterblichkeit des blinden Sängers. Nur wenige haben ihn überlebt; einsam stehen die drei Zurückgebliebenen (Wieland, Gerstenberg und J. G. Jacobi) und trauern an seinem Aschenkrüge. Aber nicht nur die deutsche Muse beklagt den Verlust ihres Liebblings; um ihn weinen die edelsten deutschen Männer und seine zahlreichen, in ganz Europa zerstreuten Freunde, die der von ihm gestifteten Akademie ihren ersten Unterricht und die hohen Ämter verdanken, welche viele unter ihnen bekleiden.

Er war der zärtlichste Gatte und Vater, der redlichste, feurigste Freund; sein grossen Herz umfasste alles Schöne und Gute mit Enthusiasmus und strömte die Fülle seiner Liebe auf alle über, die sich ihm nahten; wer ihn sah und kannte, musste ihn verehren und lieben [...]

F. X. Schnetzler

Mit Gottlieb Konrad Pfeffel verlor Jacobi den engsten Freund seiner letzten Lebensjahre. In der *Iris* von 1810 klagt er in einem Nachruf, den er als Brief an seinen Bruder Friedrich Heinrich gestaltete:

Ach, und seitdem Schlosser diese Gegend verließ, war er von meinen ältern Freunden der Einzige, der in meiner Nähe lebte!

## Karl von Rotteck (1775–1840)

Dass zu Johann Georg Jacobis oberrheinischem Dichterkreis nicht nur Poeten gehörten, veranschaulicht der Jurist, Historiker und Politiker Karl von Rotteck. Er ist der bedeutendste Vertreter des südwestdeutschen Frühliberalismus, berühmt wegen seiner sechsbändigen *Allgemeinen Geschichte* (1813–1818) sowie seines *Lehrbuchs des Vernunftsrechts und der Staatswissenschaften* (1829–1835) und vor allem wegen des gemeinsam mit Karl Theodor Welcker herausgegebenen *Staats-Lexikons oder Encyclopädie der Staatswissenschaften* (1834–1843). Als Politiker gehörte Rotteck 1819–1823 der badischen ersten Kammer und 1831–1840 der badischen zweiten Kammer an.

Der am 18. Juli 1775 in Freiburg geborene Karl von Rotteck lernte in seiner Jugend den glühenden Josephinismus seines Vaters kennen und eiferte ihm nach. Als Joseph II. 1790 starb, dichtete der 15jährige Rotteck eine asklepiadeische Ode *Auf Josephs II. Tod*, die den Habsburger als mildtätigen und idealistischen Herrscher feierte. Im selben Jahr nahm Rotteck sein Studium der Rechtswissenschaft in Freiburg auf. Während des vorbereitenden philosophischen Kurses lernte er Johann Georg Jacobi als Lehrer kennen, der ihn in weltanschaulicher und ästhetischer Hinsicht entscheidend prägte. Durch Jacobi kam der junge Rotteck in Kontakt mit Johann Kaspar Lavater, Friedrich Heinrich Jacobi und Gottlieb Pfeffel. Mit 23 Jahren erhielt Rotteck 1798 den Lehrstuhl für Weltgeschichte an der Freiburger Universität. Er war bei den Studenten sehr beliebt – nicht so sehr wegen seiner wissenschaftlichen Leistung als vielmehr wegen seiner begeisternden politisch-weltanschaulichen Überzeugung, die er auf dem Katheder pointiert vorzutragen wusste.

Die empfindsame Sprache und die stilisierte Briefkultur Jacobis adaptierte Rotteck in seinen Jugendbriefen ebenso wie Jacobis Freundschaftskult. Der virtuos plaudernde, durch die Feier der Freundschaft von manchen als süßlich empfundene Ton des Briefwechsels von Jacobi und Gleim findet sich etwa in Rottecks Korrespondenz mit Franz von Arand wieder.

Ein ähnlicher Einfluss Jacobis wird sichtbar im Umgang Rottecks mit seiner Braut Katharina Mors, die er ganz nach dem Vorbild von Jacobis pädagogischer Ehe zum naiven Naturkind verklärte, obzwar sie durchaus einer bürgerlichen Familie entstammte. Jacobis Treppenheirat mit der Tochter des Klostermetzgers von St. Peter prägte die Erwartungen, die Rotteck gegenüber Katharina hegte:

Du hast ein bescheidenes anspruchsloses Gemüth, eine reine Seele, der die Freuden der Natur und der Häuslichkeit genügen, – ein zärtliches Herz, das die Genüße der Liebe jenen der Pracht und der Eitelkeit vorzieht . . . O! bleibe doch immer in dieser wohlthätigen Unbekanntschaft, und fahre fort, die Quellen der Freuden nicht außer dir, sondern in Dir selbst, in der Natur und im häuslichen Zirkel zu suchen. (Brief vom 23. September 1803, Privatbesitz).

Rotteck schrieb von 1804 bis 1813 Beiträge für Jacobis *Iris*, in denen er seine politische Meinung und seine historischen Thesen vorstellte. In populärer Form bereitete Rotteck unterschiedliche Themen der Universalgeschichte für das an exotischen Schauplätzen interessierte Publikum zu. Auf *Johanna I. Königin von Neapel. Eine historische Skizze* (1805) folgte unter anderem die *Parallele zwischen den alten griechischen Heroen und den Rittern des Mittelalters* (1805). Speziell an das weibliche Publikum adressierte Rotteck *Ueber die Spartanerinnen. Für die Leserinnen der Iris* (1808) und er zollte auch der morgenländischen Historie seinen Tribut mit den Beiträgen *Das Haus Ali. Fragment aus der orientalischen Geschichte* (1809) und *Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken* (1810). Indem Rotteck diese Essays selbst Fragment oder Skizze untertitelte, betonte er den essayistischen Torso-Charakter seiner Studien. Ähnlich wird Rotteck in seiner *Allgemeinen Geschichte* verfahren, die mehr auf explizite politische Interpretation setzt als auf die Präsentation eigener Forschungen.

Wie tief die Bindung zwischen Rotteck und Jacobi ging, belegen nicht zuletzt die akademischen Trauerfeierlichkeiten zu Jacobis Tod. Rotteck mahnte damals nachdrücklich die Professoren der Freiburger Universität zur Teilnahme an der Gedenkstunde, auf der er selbst die Gedächtnisrede hielt:

Rotteck würdigt Jacobi als »Teutsche[n] Anakreon« (5), und nimmt vor allem seine frühe Rokokolyrik in den Blick. Darin weist Rotteck »zuvörderst [auf] eine seltene Harmonie«, eine Ausgeglichenheit des Charakters hin. »Er sei weder düster noch menschenfeindlich«, ohne den »schwer zu haltenden Schwung des Homerischen oder Klopstokischen [sic!] Epos«, ohne »das flammende Feuer der Pindar'schen Dithyrambe« und weit entfernt von den »nächtlichen Klagen eines Young« und von »Swifts beißenden Satyren« (10). Damit distanziert Rotteck Jacobi von den opaken Traditionslinien der Empfindsamkeit, die in der Antike das Archaisch-Atavistische und Dunkle suchen. Jacobis Dichtung wird prononciert hiervon abgesetzt:

Ihr eigenthümlicher Charakter war Harmlosigkeit, Freundlichkeit und holde Freude. (10)

Wie sehr der späte Jacobi literarhistorisch in das Biedermeier vordringt, fällt auch Rotteck auf, wenn er beobachtet, dass Jacobis poetische Aufmerksamkeit zunehmend dem Kleinen und Unauffälligen gilt: »Den dürftigsten Gegenstand wußte der liebliche Sänger mit unerschöpflichen Reizen auszustatten [...]. Ja, er pflegte oftmals zu sagen, daß er einen unfruchtbaren Gegenstand lieber als einen reichen bearbeite.« (11) In diesem Zusammenhang verweist Rotteck auf Jacobis »Beschreibung seines Wohnzimmers [sic!]<« (11), die exemplarisch das liebevolle Augenmerk auf einzelne Gegenstände des Privatlebens richtet. Kehrseite dieser Zuneigung zur Helle und zum Einfachen ist die literarische Distanz gegenüber dem, »was ihm niedrig, eckelhaft, häßlich, im physischen, noch mehr im moralischen Sinne erschien« (11f.).

Den Privatmann Jacobi schildert Rotteck als heiteren Gesprächspartner, dessen »Genügsamkeit, Ruhe, Standhaftigkeit« (12) beeindruckt. Neben Jacobis kindlicher Religiosität betont Rotteck den Hass auf den »Sektengeist und die engherzige Intoleranz« (25).

Der Wissenschaftler Jacobi schließlich wird als ein Gegenbild des »Brotgelehrten« präsentiert. Belesenheit allein sei Jacobi zuwider gewesen. Bloß rezeptive Gelehrte verglich Jacobi »mit Kastellanen, die zwar die Schlüssel zu den schönen Gemächern und Schätzen eines Schlosses hätten, aber nicht deren Eigner, sondern nur zur Öffnung derselben für diejenigen, denen sie gehörten oder die sie zu brauchen verstünden, bestimmt seien« (18). Geschichte interessierte Jacobi – nach Rotteck –, insofern sie Fälle historischer Größe lieferte: »eine Galerie edler und großer Menschen, als eine Sammlung rührender, erhebender, erschütternder Züge, als Darstellerin menschlicher Hoheit und Kraft, und einer waltenden Vorsicht« (19). In der Philosophie bevorzugte Jacobi diejenigen Denker, die ihr Fach für die Ästhetik geöffnet hatten und Belange der Kunst reflektierten: »Darum schätzte er Plato mehr als den Stagiriten, war Helvetius, Hume und Voltaire gram, und hing mit Innigkeit an Mendelssohn, Herder« (19). – Wenn Rotteck von Jacobi als akademischem Lehrer in Freiburg spricht, gerät er in nostalgisches Schwärmen. Er stilisiert den Professor Jacobi zum »Priester«, der von der Schönheit selbst »die Weihe erhalten« (28) hat. Aus eigener Erfahrung schildert Rotteck: »Mit Liebe, mit Feuer, mit Entzücken gehorchte man dem Ruf [Jacobis]; ein neues Leben erblühte unter den Söhnen der Albertina; und gereifte Männer theilten den Enthusiasmus der akademischen Jugend.« (28 f.)

Für Rotteck repräsentiert Jacobi auch in literatursoziologischer Hinsicht den Schöpfer und Mittelpunkt literarischer Kreise. Rotteck listet auf, wer im Umkreis von Jacobi anzutreffen war:

Klo[t]z, Gleim, Sulzer, Spalding, Mendelsohn, Ramler, Lessing, Lambert, Diderot, Klamer-Schmidt, Zachariä, [...] Karschin und la Roche, [...] Herder, Wieland, Klopstok, Heinse, Goethe, Voß, Schlosser, Friedr. Jakobi, Joh. von Müller, Basedow, Pfeffer. (20)

Die poetische Wirkung solcher Geselligkeit veranschlagt Rotteck hoch:

In dem Kreise solcher Menschen [...], da öffnen sich die innersten Fächer und Falten des Gemüthes, Funkens des Geistes sprühen auf; die ohne den Anstoß anderer Geister immer geschlummert hätten, schöne Gefühle werden aufgenährt und gestärkt durch sympathetische Berührung. (21)

Der Dichterkreis ist also nicht nur Diskussionsforum, sondern auch Inspirationsort. Rotteck charakterisiert ihn darüber hinaus als »Schule der Urbanität, des attischen Witzes, der sanft fließenden Rede, der sittlichen Grazie, des feinen Gefühles und der ernsten Weisheit und Tugend« (35).

Rotteck warnt davor, den spielerischen Zug von Jacobis Dichtung biografisch zu deuten. Ohne auf den seinerzeit skandalösen zärtlichen Briefwechsel zwischen Jacobi und Gleim einzugehen, rückt Rotteck Jacobis Leben ab von dessen Dichten:

Manche sind, welche die Weichheit und Reizbarkeit des Gefühls für unverträglich halten mit männlicher Kraft und Festigkeit des Charakters. [...] Der zärtliche Dichter, um dessen Leyer Grazien und Amoretten scherzten, zeigte einen hohen, ehrfurchtgebietenden Ernst in Erfüllung und Forderung der Pflicht, einen kühnen Muth, eine unerschütterliche Beharrlichkeit in Behauptung des Rechts und der Wahrheit. (22)

Ein unpolitischer Patriot – so lautet das Fazit zum Bürger Jacobi. Erst in der Stunde nationaler Gefahr politisierte sich Jacobi in einer Weise, die Rotteck enthusiastisch feiert:

[Während der Befreiungskriege trug Jacobis Dichten] den Stempel seiner patriotischen Trauer, seines glühenden Tyrannenhasses, seines ungebeugten freyen Sinnes. Wohl ihm! Er hat den glorreichen Umschwung der Europäischen Verhältnisse erlebt, und sein letztes Lied war ein Triumphgesang der Freyheit! (24f.)

Rüdiger von Treskow: »Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte!« Die Korrespondenz Karl von Rottecks. 2 Bde. Freiburg 1990–1992.



Porträt Karl von Rottecks. Lithografie von 1830 mit Handschriftenfaksimile, etwa 30 x 30 cm.

## Museum für Stadtgeschichte Freiburg

Das Brustbild zeigt Karl von Rotteck in schwarzer Jacke, weißem Hemd und schwarzem Halstuch. Das Gesicht, beinahe *en face* gezeigt, ist von leicht gewelltem Haar und einem Backenbart umrahmt. Eine gewisse Kühnheit des Äußeren, besonders der Haltung, kontrastiert auf bemerkenswerte Weise mit dem verträumten Blick des Dargestellten: Rotteck als politischer Visionär. Unter der Darstellung ist eine handschriftliche Notiz Rottecks faksimiliert: »Eine Nation, welche der Freiheit werth ist, weiß sie auch zu erringen und zu behaupten C. v. Rotteck«.

**Karl von Rotteck: Auf Josephs II. Tod. In: Ders., Gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und hrsg. von Hermann von Rotteck. Pforzheim 1841, Bd. 1, 27f.**

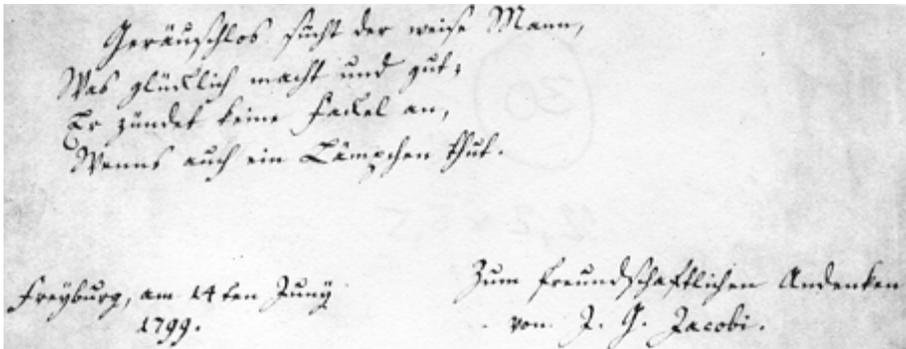
UB Freiburg: G 610,f-1

Die erst postum veröffentlichte Ode *Auf Josephs II. Tod* schrieb der 15jährige Rotteck beeinflusst vom glühenden Josephinismus seines Vater. Es handelt sich um ein Trauer- und Trostgedicht, das die barocke Tradition des Epicediums in empfindsame Ausdrucksformen überführt. Die zwölf asklepiadeischen Strophen lassen sich in vier Teile gliedern: Die ersten vier Strophen bilden eine breit angelegte Einleitung, in der sich das lyrische Ich fragend in einem Musenanruf allmählich dem traurigen Ereignis nähert. Antonomastische Vorahnungen bedingen eine Spannungssteigerung. Darauf folgt in den Strophen fünf bis sieben die *laudatio*, die Josephs Regentschaft würdigt – freilich schon mit klagendem Unterton, der sich dann im dritten Teil, der *lamentatio*, in den Strophen acht bis zehn intensiviert. Das Gedicht schließt in der *consolatio* im einvernehmlichen »wir« mit dem versöhnlichen Hinweis auf Josephs II. himmlischen Frieden und mit der Hoffnung, dass der Nachfolger ähnlich vorbildlich wie Joseph regieren möge.

**Johann Georg Jacobi: »Geräuschlos sucht der weise Mann...« [Stammbuchblatt] 14. Juni 1799.**

UB Freiburg: Autograph 356/6 (Karl von Rottecks Stammbuch)

Der vierzeilige Stammbuchspruch von Johann Georg Jacobi für Karl von Rotteck belegt die enge Verbindung zwischen Lehrer und Schüler. Jacobi entwirft in drei- und vierhebigen Jamben ein (prä-)biedermeierliches Idyll zurückgezogener und selbstgenügsamer Häuslichkeit und warnt vor aufklärerischem Aktionismus. Die Forderung nach Selbstbescheidung wird vorgetragen in der flüssigen Chevy-Chase-Strophe, die Jacobis Freund Johann



Wilhelm Ludwig Gleim durch die *Preussischen Kriegslieder* (1758) populär gemacht hatte:

Geräuschlos sucht der weise Mann,  
 Was glücklich macht und gut;  
 Er zündet keine Fackel an,  
 Wenns auch ein Lämpchen thut.

**Johann Georg Jacobi: »Meinen bekannten und unbekanntem Gönnern...«  
 [Empfehlungsschreiben Jacobis für Rotteck] 10. August 1800.**

Stadtarchiv Freiburg: Nachlass Karl von Rotteck K 1/25/8, Korrespondenz II.

Mit diesem Brief vom 10. August 1800 stellt Johann Georg Jacobi dem Brüdern Karl und Joseph von Rotteck ein Empfehlungsschreiben aus, das über einen konkreten Anlass hinaus allgemein und nachdrücklich, nämlich »aufs angelegentlichste«, den Schülern Jacobis die Möglichkeit neuer gesellschaftlicher Kontakte eröffnet.

**Karl von Rotteck: Gedächtnisrede auf Johann Georg Jacobi bey dessen akademischer Todtenfeyer in der Hauptkirche zu Freyburg am 16. November 1814 gehalten von Karl von Rotteck. Freiburg (Herder) 1814.**

UB Freiburg: E 6515

In Karl von Rottecks *Gedächtnisrede auf Johann Georg Jacobi bey dessen akademischer Todtenfeyer* wird Jacobi als Dichter, Privatmann, Wissenschaftler und Lehrer, sowie als Patriot und Bürger gewürdigt. Die heitere Beschwingtheit seines poetischen Werks korrespondiert für Rotteck mit der harmonisch ausgeglichenen Persönlichkeit Jacobis. Der Schüler rühmt den Lehrer als Dichter des Unproblematischen, begeisterndem Lehrer der Ästhetik, unpolitischen Patriot, der erst in den Befreiungskriegen zur Tagespolitik Stellung bezieht, und schließlich als Mittelpunkt seines oberrheinischen Dichterkreises. Rotteck zeigt Jacobis Leben und Werk als weites Panorama, das zwar nirgends die Sympathie leugnet, aber auch nicht blind verklärt. Innerhalb der Gattung der Trauerrede mutet etwa der Hinweis darauf, dass Jacobis Hörerzahlen mit der Zeit in Freiburg abgenommen hätten, freimütig kritisch an.

Gedächtnisrede  
auf  
**Johann Georg Jacobi**  
bey dessen  
akademischer Todtenfeyer  
in der  
Hauptkirche zu Freyburg  
am 16. November 1814  
gehalten  
von  
**Karl von Rotteck,**  
beider Rechte Doctor und ordentl. öffentl.  
Professor der Weltgeschichte.

---

Freyburg im Freysgau,  
gedruckt in der Herder'schen Universitäts-Buchdruckerey.  
1 8 1 4.

## Johann Georg Schlosser (1739–1799)

Ich erinnerte mich kaum, ihn früher gesehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann, mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deshalb stumpf gewesen wären. Die Form seiner gerundeten Stirn, zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken, deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegenteil von mir, und eben dies begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er tat und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung, und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigem und immer regsamen Wesen, im Gegensatz mit dem seinigen, haben mußte.

Johann Wolfgang von Goethe: Aus meinem Leben – Dichtung und Wahrheit (1812), Zweiter Teil, 7. Buch, Beschreibung einer Begegnung in Leipzig 1766.

Johann Georg Schlosser, heute vielfach nur noch als Schwager Goethes in Erinnerung, wurde am 7. Dezember 1739 in Frankfurt am Main als Sohn des Ratsherren und zeitweiligen Bürgermeisters Erasmus Carl Schlosser geboren. Schon früh vom ehrgeizigen Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, musste Schlosser seinen Neigungen zur Philosophie und Poesie im Selbststudium nachgehen. Doch betrieb er das ungeliebte Brotstudium zielstrebig und schloss es 1762 mit der Promotion zum Doktor beider Rechte ab. In der höheren Frankfurter Gesellschaft galt der junge Anwalt als glänzender Kopf: Sein guter Ruf begünstigte 1766 die Anstellung als Sekretär und Prinzenzieher beim Herzog von Württemberg, ein Posten, den zuvor Jean Jacques Rousseau ausgeschlagen hatte.

Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt 1769 war Schlosser wieder als Anwalt tätig, dehnte aber gleichzeitig seine schriftstellerische Aktivität aus. 1771 erschien sein *Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk*, ein Werk, das ihn schlagartig bekannt machte und stürmische Diskussionen auslöste. In dieser Schrift postuliert er eine neue Pädagogik, deren Ziel es ist, den Menschen an die Tugend heranzuführen, jene Tugend, die nach Schlosser »nichts als die Fertigkeit [ist], sich unter allen Umständen so glücklich zu machen, als möglich.« Da die Pädagogik sich an das einfache »Landvolk« richtet, ist sie wie der Lutherische Katechismus in der Form eines didaktischen Gesprächs gehalten. Ohne ein Verächter der Religion zu sein, wollte Schlosser damit die durch die Kirche und ihre Verhaltensvorschriften nur mittelbar wirkende Tugend unmittelbar in ihrem Wert für das Gemeinwesen erfahrbar machen und an die Stelle abstrakter Glaubensartikel praktische und allgemein verständliche Handlungsmaximen für den Alltag setzen. So handelt

es sich beim *Katechismus für das Landvolk* auch nicht um einen trockenen Traktat, sondern um eine Erzählung, die von Kindern handelt, denen ein erfahrener Gutsverwalter den Nutzen ihrer Pflichten erklärt.

Wie alle Gebildeten seiner Zeit war Schlosser auch mit der Antike aufs beste vertraut. Seine besondere Liebe galt dabei jedoch weniger der eng mit dem formstrengen französischen Klassizismus assoziierten lateinischen Tradition, als der für origineller gehaltenen griechischen Philosophie und Dichtung. Schlossers Beschäftigung mit der griechischen Antike findet ihren Niederschlag in zahlreichen Übersetzungen poetischer und philosophischer Werke, darunter einige deutsche Erstübersetzungen, so z. B. die *Briefe* des Platon (1793/94), die aristotelische *Politik* (1798) oder die Komödie *Die Frösche* des Aristophanes (1783). Darüber hinaus hat Schlosser einige seiner philosophischen Schriften in schöpferischer Aneignung der platonischen Form des Dialogs verfasst, beispielsweise die spekulative Abhandlung *Über die Seelenwanderung* (1781) und den politischen Essay *Seuthes oder der Monarch* (1788), in dem er Sokrates und einen Gesprächspartner über die Eigenschaften eines guten Fürsten disputieren lässt. Mit seiner *Fortsetzung des platonischen Gesprächs von der Liebe* (1796, gemeint ist der Dialog *Das Gastmahl*) versuchte sich Schlosser gar an einer Korrektur der Philosophie Platos, die bei seinen Zeitgenossen als einfühlsam gerühmt wurde und ihm den Ehrentitel »deutscher Plato« (Sophie von La Roche) eintrug. Für Schlosser ist das antike Griechenland kein reines Studienobjekt, sondern eine Richtschnur für persönliches wie politisches Handeln; an den Freund Isaak Iselin in Basel schreibt er in einem offenen Brief von 1776: »Wir sollten den Namen [Sokrates] nie ohne Ehrfurcht aussprechen; wenigstens versichere ich Sie heilig, dass es mit unter die größten Sorgen meines Lebens gehört, wie ich machen kann, um künftig einmal vor dem grossen Schatten ohne Schaamröthe zu erscheinen.«

Die geplante Eheschließung mit Cornelia Goethe, deren Bruder Johann Wolfgang gemeinsam mit Schlosser die *Frankfurter gelehrten Anzeigen* redigierte, erforderte eine gesellschaftliche Position, in der er einen angemessenen Hausstand gründen konnte. Sein *Katechismus* wirkte bei den aufgeklärten deutschen Fürsten als eine gute Referenz. Beim Markgrafen Karl Friedrich von Baden wurde Schlosser 1773 auch sogleich in das Hofratskollegium aufgenommen. Diese Position hatte Schlosser indes nicht lange inne. Wie Goethe in *Dichtung und Wahrheit* mutmaßt, »so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswert.« So wurde Schlosser 1774 zum Oberamtmann der Markgrafschaft Hochberg,

freilich auf eine der bestdotierten Stellen Badens, in das kleine Städtchen Emmendingen versetzt, wo er dreizehn Jahre verbringen sollte.

Von Anfang an führte Schlosser ein gastliches Haus. Sein Amtssitz, das noch heute bestehende Haus an der Landvogtei, beherbergte neben Goethe bald literarische Größen wie Jakob Michael Reinhold Lenz, die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg, sowie Maximilian Klinger, dessen Drama *Sturm und Drang* der Epoche der Genieästhetik ihren Namen gab. Mit den Vertretern der literarischen Avantgarde teilte Schlosser die Skepsis gegenüber einem aufklärerischen Fortschrittsoptimismus und der Verabsolutierung der Vernunft, die den Menschen in ein utilitaristisches Korsett zu zwängen drohten. Seine Ansichten waren aber von einem Umbau der Gesellschaft weiter entfernt als von einer Rückbesinnung auf bewährte patriarchalische Strukturen, und als 1789 die Französische Revolution ausbrach, bezog er ausdrücklich Stellung gegen den gewaltsamen Umsturz.

Schlosser knüpfte von Emmendingen aus Kontakte zu Intellektuellen und Schriftstellern in der Schweiz, wie dem Zürcher Theologen und Philosophen Johann Caspar Lavater, und im Elsaß, dort besonders mit Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar; beide weilten häufig in Schlossers Haus und blieben ihm lebenslang verbunden. Cornelia hingegen fühlte sich in Emmendingen einsam, kränkelte und war zeitweilig depressiv. Am 8. Juni 1777 starb sie, wenige Tage nach der Geburt ihrer zweiten Tochter.

Bereits vier Monate nach Cornelias Tod verlobte sich Johann Georg Schlosser mit der ihm aus Frankfurter Tagen bekannten Johanna Fahlmer (1744–1821), die er 1778 heiratete. Obwohl vier Jahre jünger, war sie die Tante Johann Georg Jacobis. Als Schlosser sich 1783 für einige Zeit in Wien aufhielt, scheint er sich vehement für die Berufung seines Schwagers und Neffen zum Professor für Schöne Wissenschaften nach Freiburg eingesetzt zu haben. 1784 gab er eine Auswahl von Liedern Jacobis heraus und lieferte in den folgenden Jahren zahlreiche Beiträge zu den Zeitschriftenprojekten des »Freundes und Bruders«; für die *Iris* verfasste er beispielsweise eine *Weltgeschichte für das Frauenzimmer* in Fortsetzungen. Überhaupt zeigte Schlosser einen großen Einsatz für seine Freunde: Jakob Lenz, der dem Emmendinger Freund in den Gestalten seines »Landpredigers« und des Prinzen Tandi im *Neuen Menoza* ein literarisches Denkmal gesetzt hatte, pflegte er nach dem Ausbruch des Wahnsinns für lange Zeit; dem mittellosen Maximilian Klinger vermittelte er Unterkunft, Kredite und schließlich eine Offiziersstelle. Schlossers Gastfreundschaft war legendär, und als Wilhelm Heinse auf seiner Italienreise in Emmendingen Station machte, schrieb er an seinen alten Freund Johann Georg Jacobi: »Über Emmendingen sprech ich den Segen aus; es ist mir da so wohl ergangen und ich bin auf Händen getra-

gen worden. Schlosser ist ein braver rechtschaffener Mann; was seinen Geist und seinen Geschmack und seine Gelehrsamkeit betrifft: bedürfen Sie nicht meines Urteils. Ich habe mit ihm und seinem Serail und dem wackeren blinden Pfeffel einige himmlische Tage verlebt.« Viele Briefe bezeugen den regen freundschaftlichen Austausch, zu dem man sich bei Schlosser traf. Jacobi, der häufig in Emmendingen zu Gast war und seine Ferien und viele Wochenenden bei Schwager, Vettern (Schlossers Kindern) und seiner Tante verbrachte, hat später wehmütvoll der Zeit gedacht, »als mancher hergeflogne Brief Zu manches Festes holder Feier Mich noch in Schlosser's Arme rief.«

Obwohl seine eher konservative Einstellung ihn zu einem Förderer der Landwirtschaft machte, vertrat Schlosser eine mäßige Industrie als Ergänzung der agrarischen Wirtschaft. So richtete er ein Waisenhaus mit Fabrikschule ein, in dem die Zöglinge zur Fabrikarbeit ausgebildet wurden und mit ihrer Arbeit zu ihrem Lebensunterhalt beitrugen. Andere Projekte, wie eine von Schlosser vehement verfochtene Reform des Schulwesens, scheiterten an dem erbitterten Widerstand örtlicher Gruppierungen, besonders der orthodox-protestantischen Geistlichkeit, die ihre Interessen bedroht sahen. Solche und andere Querelen ließen Schlosser schließlich amtsmüde werden. Ende Juni 1786 berichtete er einem Freunde in St. Petersburg: »Ich glaube ich habe Ihnen schon geschrieben, dass ich von meinem Herrn meine Dimission von meinem jetzigen Posten gesucht habe. Ich bin dazu durch meinen Grundsatz gezwungen worden. Immer habe ich mir das zur Regel gemacht, mich in keine Rücksicht einzulassen, wobey ich mein Herz verunreinige u. mir in dem Alter einen üblen Rückblick auf mein vergangenes Leben bereiten müsste.« Markgraf Karl Friedrich kam Schlossers Gesuch im August 1787 nach und holte ihn als Mitglied des Geheimen Rates nach Karlsruhe.

1790 wurde Schlosser zum Direktor des Hofgerichts in Karlsruhe ernannt. Als Folge des bald darauf einsetzenden revolutionären Terrors kamen viele aristokratische Emigranten aus Frankreich nach Baden, und Schlosser hatte eines Tages eine Pfändungsklage gegen einen verschuldeten Grafen zu behandeln. Er wollte die Klage durchsetzen, allein der Markgraf intervenierte zugunsten seines Standesgenossen und ließ das Verfahren einstellen. Die Konsequenz konnte für den prinzipientreuen Hofgerichtsdirektor nur heißen, um seine Entlassung nachzusuchen. Im Juli 1794 schied er aus dem badischen Dienst aus und übersiedelte erst nach Ansbach, dann, 1796, nach dem holsteinischen Eutin, wohin sich eine seiner Töchter inzwischen verheiratet hatte. Dort lebte er in Nachbarschaft zu seinem Freunde, dem Grafen Leopold von Stolberg, bei dem sein Schwiegersohn die Stelle des Hofmeisters innehatte, und beschäftigte sich wieder intensiv mit seiner

schriftstellerischen Arbeit. Unglücklicherweise begann er in Zeitschriftenartikeln gegen die Philosophie Kants zu polemisieren und ließ sich in der Folge auf eine literarische Fehde mit dem jungen Friedrich Schlegel ein, die seine Reputation schwer beschädigte. Im November 1798 übernahm er das Amt des Syndikus in seiner Heimatstadt Frankfurt, das er aber nicht lange ausübte: Am 17. Oktober 1799 ist Johann Georg Schlosser im Alter von 59 Jahren in Frankfurt am Main gestorben.

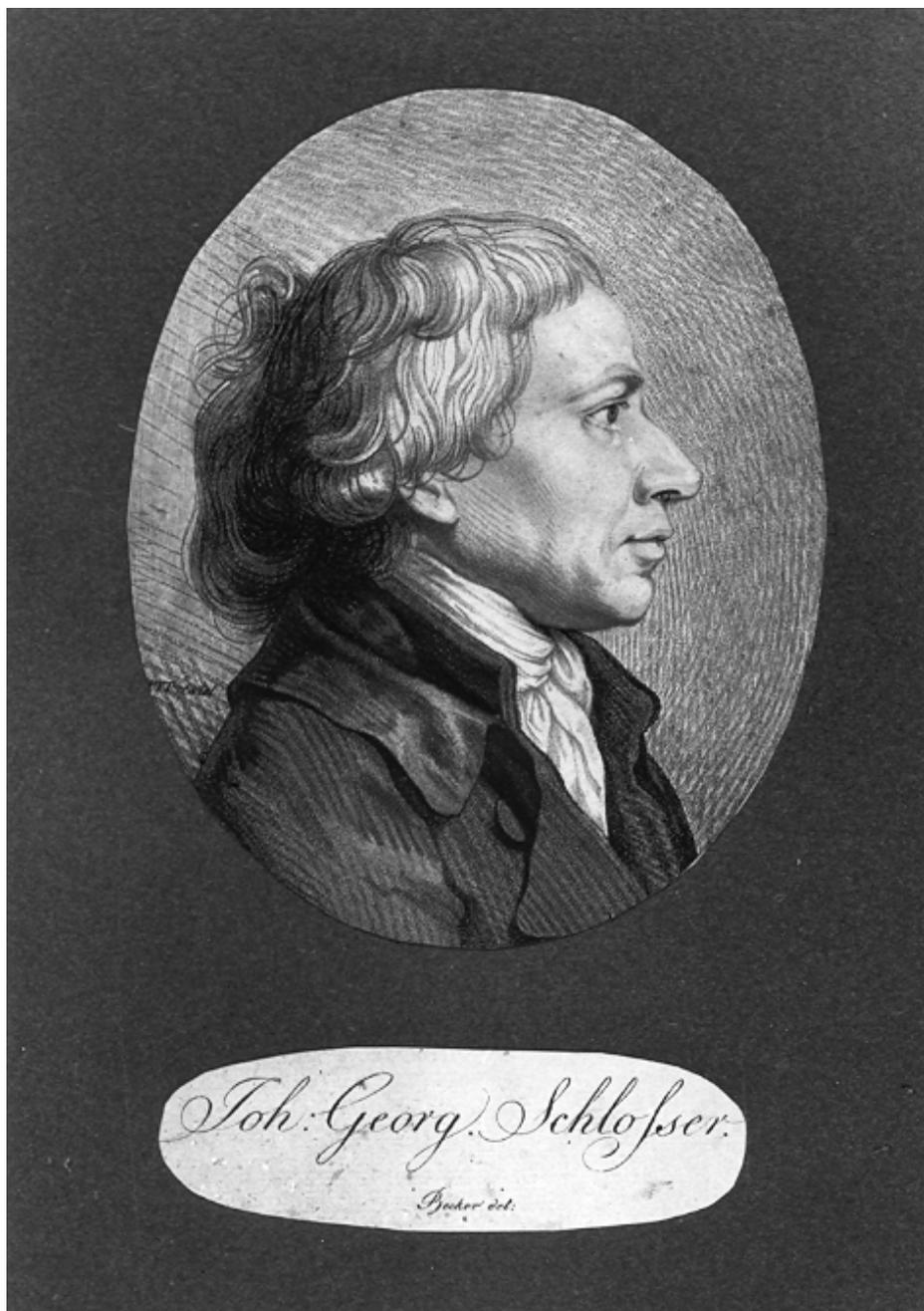
Die Atmosphäre des Personenkreises Jacobi, Pfeffer, Lavater und anderer, der sich um Schlosser in Emmendingen wie um einen Mittelpunkt drehte, veranlasste den dort ansässigen Friedrich Freiherrn von Zinck, einen frühpensionierten badischen Beamten aus Schlossers engstem Freundeskreis, in einem Gelegenheitsgedicht an Jacobi rückblickend von den »sorgenlosen Tagen« zu sprechen, als Schlosser noch in Emmendingen weilte:

Da ging, wie Frühlingsglanz, aus ihrer Dunkelheit  
Die Wahrheit leicht hervor, und tiefer Gründlichkeit  
Gab frohe Laune das Geleit.  
Genug, o Freund, um andres zu entbehren!  
Ein Geist, den deinigen zu nähren,  
So überreich! Sein Haus, ein Sammelplatz  
Für Deutschland's Edle, wo entkleidet  
Von jenem Prunk, den ächte Größe meidet,  
Die besten Fürsten einen Schatz  
Erprobter Weisheitslehren fanden,  
Am kleinen häuslichen Altar  
Die Hoheit sich vergaß, die Vorurtheile schwanden,  
Und nur der Mensch daheim bey guten Menschen war!

Johann Georg Schlosser. Katalog zur Ausstellung der Badischen Landesbibliothek und des Generallandesarchivs Karlsruhe. Karlsruhe 1989. – Johan van der Zande: Bürger und Beamter: Johann Georg Schlosser 1739–1799. Stuttgart 1986. – Alfred Nicolovius: Johann Georg Schlosser's Leben und literarisches Wirken. Bonn 1844. – Petra Maisak: »Sein Haus, ein Sammelplatz für Deutschland's Edle«. Johann Georg Schlosser, Goethes Schwester Cornelia und ihre Freunde in Emmendingen. Marbach 1992. – Bernhard v. Simson: Johann Georg Schlosser's Leben in Emmendingen. In: Festschrift der Albrecht-Ludwigs-Universität in Freiburg zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum S. Kgl. Hoheit des Großherzogs Friedrich. Freiburg 1902, 237–256.

**Johann Georg Schlosser. Farbiger Stich in Crayonmanier von Johann Gottlieb Prestel, nach einer Zeichnung des Karlsruher Hofmalers Philipp Jakob Becker (1759–1829). Entstanden nach 1785.**

Generallandesarchiv Karlsruhe: J:Ac:S:47.



Schlossers markantes Profil, von dem Lavater in seinen *Physiognomischen Fragmenten* (1777) schreibt, es zeige »einen trefflichen, weisen, gelehrten und mannhaften Edlen, einen raisonirenden Denker [...] gemacht zu richten und zu herrschen – und Fürsten Wahrheiten zu sagen, die ihnen niemand sagen darf«, kommt gut zur Geltung. Eine gewisse Nachlässigkeit in Frisur und Kleidung unterstreicht die Natürlichkeit des dargestellten Charakters.

**Hochzeitspoem Schlossers anlässlich der Heirat Johann Georg Jacobis mit Ursula Maria Müller, mit handschriftlichen Ergänzungen Johann Georg Jacobis [kursiv wiedergegeben].**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi I D

An  
Seinen Freund und Bruder  
J. G. Jacobi.  
Bey seiner Trauung,  
den 26. December 1791.

*Mit Marie Müller vom Schwarzwalde, wo sie als Hirtenmädchen erzogen wurde.*

Was fromme Dichter sich vom Glück erbitten:

Im Friedens=Thal, an dem verborgnen Bach,  
Beym stillen Völkchen reingefühlter Sitten,  
In Liebe, zu durchleben ihren Tag;

Das bitten sie, ach allzuoft, vergebens!

Nur selten stimmt ihr Loos, mit ihrer Wahl.  
O glücklich, wem, durchs Labyrinth des Lebens,  
Ein Mädchen folget, aus dem Friedens=Thal!

J. G. Schlosser

*Dem H[errn] Pfarrer Lavater, nebst herzlicher Begrüßung  
von J. G. Jacobi*

**Georg Eduard Schlosser (Sohn von Johann Georg Schlosser, neun Jahre alt): Gratulationsbrief an Johann Georg Jacobi zur Geburt von Fritz Jacobi, 31. Januar 1793.**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2

Lieber Herr Onkel

Vorgestern war mein GeburtsTag und da hab ich bekommen einen SchreibTisch gemacht, wie Sie noch gar keinen gesehen haben, und alles alles was man braucht. Ich hab sogleich einen Brief an Sie darauf schreiben wollen, aber der wurde gar confus, weil ich gar zu freudig war, und da hab ich ihn zerrissen, darum schreibe ich einen neuen. Von den 2 Schwestern und der kleinen Henriette bekam ich einen Leuchter und eine Papier Scheer. Von Tante Bogner, 6 Sacktüger, und blaue gestreifte Überhosen mith blaun Bendel. Die Mama hätte uns einen Baal [ Geburtstagsball ?] gegeben wie vorig Jahr, aber weil die Zeiten gar unruhig sind. Ich habe viele Buben Nachmittags, und da inviedierte [dialektal: invitierte] ich auch einen, aber wie die Liesel kam so weinte dem sein Bruder dann ich lies ihn nicht invidiiren weil er uns die Schleif einhauen wolte. Er aber kam doch, und bat ob er nicht mit der Geige herauf kommen dürfte; wir sagten alle ja; er kam herauf und Geigte, und wir holten noch einen Buben der geigen konnte, holten die Mädchen und tanzten. Nun gratuliere ich ihnen auch zu ihrem Kind, es ist mir aber leid das es so unruhig ist, es wird aber schon ruhig werden, und wann es nicht ruhet, so bringen sie es hierher, dann wollen wir es gewöhnen [?]

Grüß an die Maria und von der [andere Kinderhand] Henerjette Ade ich bin ihr getreuer Vetter Georg Eduard Schlosser. den 31.<sup>ten</sup> Jener 1793.

## Friedrich Freiherr von Zinck (1753–1802)

Zu den engsten Freunden Johann Georg Jacobis gehörte Friedrich Freiherr von Zinck. Er lebte wie Schlosser im nahen Emmendingen und lernte Jacobi möglicherweise im Hause des Amtmannes kennen. Von Zinck wissen wir wenig; nur der Nachruf in Adolf Friedrich Heinrich Schlichtegrolls *Nekrolog der Deutschen für das 19. Jahrhundert* (1803), einige knappe Einträge in Gelehrtenlexika und seine Veröffentlichungen in Jacobis *Taschenbüchern* zeugen von seinem Leben. Es ist auch kein gesichertes Bildnis auf uns gekommen.

Friedrich Freiherr von Zinck wurde 1753 in dem thüringischen Ort Gatterstädt bei Querfurt geboren. Er studierte an der Universität Leipzig, promovierte zum Doktor der Rechte und kam 1774, im Alter von 21 Jahren, als »Fürstlich Badenscher Regierungs-, Hof- und Ehe-Gerichts-Assessor« nach Karlsruhe. Da ihm eine Versetzung nach Emmendingen, zu seiner dort lebenden Verlobten und späteren Frau, vom Markgrafen verwehrt wurde, quittierte er bereits wenige Jahre später den Dienst und lebte fortan mit seiner Frau als Rentier in der badischen Kleinstadt.

Er war gut gebildet, von blühendem Aussehen, hatte etwas Einnehmendes in seiner ganzen Gestalt und ein so freundliches, gefälliges, aufgeräumtes Wesen, daß diejenigen, die zum erstenmal ihn sahen, gleich seine nähere Bekanntschaft wünschten. Er las viel, erzählte gern Anekdoten, und war jovial unter Freunden, aber immer im Geleite der Grazien und der Göttin des Maaßes. (Schlichtegroll, Nekrolog)

Mit Schlosser und Jacobi verband ihn eine tiefe Freundschaft, und nachdem Schlosser zum Leidwesen seiner Freunde Emmendingen verlassen hatte, scheint Zincks Haus Jacobis neue Anlaufstelle geworden zu sein. In Schlichtegrolls Nekrolog werden Zincks »unbestechliche Wahrheitsliebe [...], [die ihn] in jüngern Jahren, denen, von welchen sein Glück abhing, mit Freymüthigkeit [widersprechen ließ], sobald er es für seine Pflicht erkannte«, und seine Wohltätigkeit hervorgehoben. Auch Jacobi preist in Versepisteln, dass der Baron von seinem wohl nicht unbeträchtlichen Vermögen freigiebig an Bedürftige gab.

Jacobi und Zinck haben häufig Briefe in metrischer Form ausgetauscht; überhaupt scheint der Freiburger Professor seinen Emmendinger Freund erst zum Dichten angehalten zu haben: »Jacobi war lange mit [Zinck] bekannt, ehe er von diesem in ihm liegenden Talent etwas erfuhr«, schreibt Schlichtegroll, und fügt hinzu, dass Zinck mit seinem Beitrag zum *Taschenbuch für das Jahr 1796*, einer langen Versepistel an Jacobi, erstmals

öffentlich als Dichter in Erscheinung getreten sei. Auch aus Zincks Briefen geht hervor, dass er den Freund als poetischen Lehrer schätzte. Am 12. September 1794 schreibt er in Vorfreude auf einen Besuch der Familie Jacobi in Emmendingen:

Ich habe schon längst auf diesen Zeitpunkt einige poetische Kleinigkeiten aufgehoben, die ich diesen Sommer über gemacht habe, und welche ich Ihrer freundschaftlichen, ausführlichen, aufrichtigen und strengen Kritik unterwerfen werde.

Zinck, dessen einziges Kind noch im Säuglingsalter gestorben war, scheint besonders an Jacobis Sohn Fritz große Freude gehabt zu haben. Mehrfach wird in seinen Versepisteln das Bild des herumtollenden Knaben evoziert, um dann in offene Schwermut über den Verlust des eigenen Kindes überzuleiten.

In der Prosa des begeisterten Spaziergängers Zinck, der den Weg nach Freiburg mit Vorliebe zu Fuß zurückgelegt haben soll, fällt besonders die schwärmerische Naturbetrachtung ins Auge, die beispielsweise seinen kleinen Aufsatz über Emmendingen und seine Umgebung *An Herrn Schnetzler* (1799) prägt. Und den an antiken Vorbildern geschulten Rhetoren erkennt man in der Flugschrift *Schreiben an \*\*\*, über eine den Herrn Professor Jacobi zu Freiburg betreffende Anfrage* (1798), in der er den Freund überzeugend gegen den Vorwurf des Atheismus und Materialismus verteidigt, den ein verleumderisches Gerücht in die Welt gesetzt hatte.

Zinck schulte seinen Stil auch, indem er zeitgenössische Literatur übersetzte; unter anderen den Roman *Onkel Thomas* (1801) von Pigault Lebrun, dessen deutscher Übersetzung nachgerühmt wurde, sie könne »in Schönheit der Sprache und des Ausdrucks mit dem Original wetteifern« (Schlichtegroll, Nekrolog).

Zwar attestiert Schlichtegroll Zinck ein »blühendes Aussehen«, doch ist in den Briefen, die Jacobi aus Emmendingen erhielt, einige Male auch von Zincks labiler Gesundheit die Rede. Als ihn ein ehemaliger Leipziger Kommilitone um Informationen für Johann Georg Meusels Akademikerlexikon *Das gelehrte Teutschland* ersuchte, schrieb Zinck zurück:

Nach einem Plätzchen im *Meusel* dürstet es mich nicht; [...] und, Freund, würde ich dann glücklicher, das ist, ruhiger und gesünder seyn? O du glaubst nicht, wie sehr ich mich darnach sehne, die Jahre, die mir die Vorsehung etwa noch schenken will, in Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit zu verleben und dann eines sanften Todes zu sterben! Freund Hain [der Tod] lächelte, als er vorigen Winter an meinem Krankenlager stand; o wenn du wieder kömmt, so lächle wieder, Hain!

1802 weilte Friedrich von Zinck einer längeren Behandlung durch Alexander von Ecker wegen in Freiburg, als er plötzlich starb. Das *Allgemeine*

*Intelligenzblatt für das Land Breisgau* führt in seiner Ausgabe vom 6. März 1802 unter den »im Monat Februar [...] Verstorbenen« auf:

Den 17ten [verstarb] Herr Friedrich Freyh. v. Zink, markgräfl. badenscher Hofrath, alt 49 Jahre, an innerlicher Verhärtung.

Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll: Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrhundert. Gotha 1803. – Karl Goedeke: Geschichte der deutschen Dichtung. Dresden <sup>2</sup>1900, Bd. VII, § 300, 22. – Jacobis *Taschenbücher* für die Jahre 1796, 1798, 1799, 1800 und 1802. – Allgemeines Intelligenzblatt für das Land Breisgau [Freyburger Zeitung], 6. März 1802, Nr. 19.

### **Brief Friedrich Freiherr von Zincks an Johann Georg Jacobi vom 25. Dezember 1791, dem Vorabend von Jacobis Trauung.**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2

An den Herrn Rektor Magnifikus *Jakobi*, Wohlgeb: Magnificenz zu Freyburg

Emmendingen, den 25<sup>sten</sup> December 1791.

Verzeihen *Sie*, *mein theuerster Freund*, daß ich *Ihnen* mit meinem Briefe an einem Tage beschwehrlich falle, der für *Sie* zu wichtig seyn muß, als daß *Sie* ihn durch etwas heterogenes entweyhen möchten; und wenn ich nicht überzeugt wäre, daß *Ihnen* der Glückwunsch eines *wahren* theilnehmenden Freundes auch an *diesem* Tage nicht unwillkommen seyn kann, so würde ich mich wohl gehütet haben, *Ihnen* mit einem leeren Compliment zu einer Zeit lästig zu werden, wo *Ihr* Herz von den liebevollsten Empfindungen überströmt. Gern hätte ich *Ihnen* metrisch gesagt, wie viel Theil ich an *Ihrem* Glück nehme, wie sehr ich wünsche, *Sie* bis in das späteste Alter froh und glücklich zu sehen, wenn mir nicht der Geist *Capriccio*, deßen Einfluß sogar *Sie* werden selbst erfahren haben, die Gabe zu dichten versagt hätte. Empfangen *Sie* daher in Prose meine herzlichsten Wünsche für das Glück *Ihres* künftigen Lebens, denn was bedarf es im Grunde der Dichtung, wo sie dem Herzen so freud ist? Bleiben *Sie* auch in Zukunft mein Freund – ein Titel, auf den ich stolzer bin, als auf die erhabensten Würden, die ich von den Göttern der Erde erhalten könnte! – wie bisher, und geben *Sie* uns – denn ich spreche zugleich im Nahmen meiner Frau, welche seit einigen Tagen wieder mit Zahnschmerzen geplagt ist – den ersten Beweis davon durch einen baldigen Besuch mit *Ihrer* – *Maria* – sie wird auch als Gattin *Ihnen* unter diesem Nahmen theuer seyn. Für sie füge ich keinen Glückwunsch hinzu, denn wie könnte die Gattin eines *Jakobi* eines Glückwunsches bedürfen? sondern schließe diesen Brief, deßen Verlängerung ich für einen Eingriff in die Rechte des Tages halten würde, an welchem *Sie* ihn erhalten, mit den aufrichtigsten Versicherungen der vollkommensten Hochachtung und ungeheucheltesten Freundschaft

*Ihres*

ganz ergebensten

Fr. von Zinck.

**Friedrich Freiherr von Zinck: Schreiben an \*\*\*, über eine den Herrn Professor Jacobi zu Freiburg betreffende Anfrage. Emmendingen 1. Oktober 1798.**

Stadtarchiv Freiburg: Dwe 2340

Als Jacobi 1797/98 einige öffentliche Vorlesungen zur Ästhetik für Hörer der nichtphilosophischen Fakultäten hielt, befand sich im Auditorium ein junger Mediziner, der in einigen poetischen Versuchen »materialistische Grundsätze« vertrat, also eine Position, die Jenseits und Gott leugnete und gerne in einem Atemzuge mit radikalen politischen Aufklärern genannt wurde. Aufgrund seiner liberalen Gesinnung ließ Jacobi diesen Arzt zu Wort kommen und besprach dessen literarische Arbeiten, was ihm einige Ungenannte scheinbar als Parteinahme für den Materialismus auslegten. Im erzkatholischen Freiburg konnte man mit einem derartigen Gerücht den Ruf einer unliebsamen Person gründlich schädigen, zumal der Eindruck des antiklerikalen französischen Revolutionsterrors noch frisch war. In der vorliegenden Flugschrift schildert Zinck die Geschehnisse in der Vorlesung so, wie er sie von Jacobi erzählt bekommen hat, und verteidigt den Freund als Opfer von Dummheit und Missgunst.

**Friedrich Freiherr von Zinck: An den Herausgeber. Emmendingen, den 24. May, 1799 [Schwätzersatire nach Horaz]. In: Ueberflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi, dazu eine Vorrede von Friedrich Heinrich Jacobi. Hamburg (Perthes) [1799], 97–104.**

UB Freiburg: E 5188,d

Ein Glanzstück von Zincks literarischer Produktion ist gewiss die Nachahmung einer Horaz-Satire, die der Liebhaber und Kenner lateinischer Dichtung Zinck seinem Umkreis angepasst hat. Horaz' Gedicht ist unter dem Titel *Schwätzersatire* geläufig und handelt davon, wie der Dichter auf dem Rückweg von seinem Gönner Maecenas einem eitlen Mächtetern-Poeten begegnet, der sich in die Gesellschaft der Künstler einzuschmeicheln sucht. Zinck lässt dieselbe Situation auf seinem Rückweg von Jacobi in Freiburg nach Emmendingen geschehen. Er schildert das immer unangenehmere und lächerlichere Bohren des aufdringlichen »Halbbekanntens«, dem er auf die Frage nach seiner literarischen Produktion für das *Taschenbuch* antwortet, er habe bisher noch keine Idee für ein Gedicht gehabt, um ihn schließlich mit dem Hinweis »du gabst mir selbst den Stoff zu einem Lied« stehen zu lassen. Gerade weil der lateinische Text vielen Lesern des *Taschenbuches für das Jahr 1799* geläufig gewesen sein dürfte und Zinck die berühmte Vorlage

an einigen Stellen fast wörtlich zitiert, wird diese Horaz-Parodie sicherlich Anklang gefunden haben.

[Der Schwätzer spricht:]

Mich trieb als Jüngling schon mein Hang zum Kritisieren;  
Auch deklamiert' ich oft dem aufmerksamen Ohr  
Ein Stück von meinen eigenen vor.  
Ich habe mancherley gedichtet,  
Das, ohne Selbstlob, mir so übel nicht geglückt,  
Und für Jacobi schon ein Päckchen ausgesichtet,  
Womit ich längstens gern sein Taschenbuch geschmückt:  
Was meynst du, soll ich es noch wagen?

[Zinck erwidert:]

Ich weiß darauf nicht viel zu sagen.  
Sein Taschenbüchlein ist für Freunde nur bestimmt,  
Und wenn er etwas auf von Unbekannten nimmt,  
So muß -- Ich glaubt', er würde mich verstehen,  
Und hüllte drum den Rest in Husten ein --  
Dieß -- dacht' ich mir hinzu -- sehr ausgezeichnet seyn.

**Friedrich Freiherr von Zinck: Der Affe. In: Taschenbuch für das Jahr 1802. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi. Hamburg (Perthes) [1801], 61.**

UB Freiburg: E 5188,f

Neben der *Schwätzersatire* zeigt auch das kleine Gedicht *Der Affe*, dass Zinck nicht nur das empfindsame Register beherrschte, sondern ebenso über einen feinen Humor verfügte.

Der Affe.

Ein alter Affe setzte sich  
Zu seiner Lieblingskost, zu reifen Haselnüssen;  
Nachdem er Eine kümmerlich  
Mit stumpfen Zähnen aufgebissen,  
Sprach er voll Unzufriedenheit:  
Wie alles doch sich ändert mit der Zeit!  
Die Nüsse selbst! auch diese waren  
Bey weitem nicht so hart in meinen Jugendjahren.

**Brief Johann Georg Jacobis an Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll vom 16. August 1802.**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2

Schlichtegroll hatte Jacobi in einem nicht überlieferten Brief um biografische Daten zu Zinck gebeten. Jacobis Antwort gibt ein Beispiel, wie häufig der emsige Almanach-Herausgeber von Krankheiten geplagt wurde und wie elegant er das Ansinnen, etwas zu schreiben, mit dem Hinweis auf sein langsames Arbeiten abzulehnen wusste.

Freiburg im Breisgau, den 16ten August 1802.

Gewiß, Hochzuverehrender Herr Profefor, hätte der lebhafte Antheil, den ich mit allen deutschen Patrioten an Ihrem Nekrolog nehme, u[nd] meine aufrichtige Hochachtung gegen den Verfaßer deßelben, mich Ihren freundschaftlichen Brief eher beantworten laßen, wäre mir solches nicht durch unüberwindliche Hinderniße unmöglich gemacht worden. Seit dem Winter litt ich an heftigem Brustbeschwerden, von denen ich noch nicht befreyt bin, u[nd] mußte deßen ungeachtet so emsig für meine *Iris* arbeiten, daß die dringendsten Briefe an mich bis jetzt ohne Antwort, u[nd] selbst meine Geschwister ohne Nachricht von mir blieben. Zwar hätt' ich auch mehr nicht gekonnt, als Ihnen den Empfang Ihres Schreibens anzeigen, indem es mir an den meinen seel[igen] Freund v[on] Zink betreffenden Papieren gebrach. Nach den Aeüßerungen seiner Gattinn, welche selbst, mit Gliederschmerzen behaftet, keine Feder anzusetzen im Stande war u[nd] den Kopf voller Familien-Angelegenheiten hatte, hoffte ich, durch den Kircherath Gockel in Emmendingen u[nd] durch den Rath Schnetzler, die nöthigen *data* zu einer Biographie des Verstorbenen zu erhalten; nachdem ich aber Monathe lang darauf gewartet, bekam ich nichts, als den inliegenden Zettel [nicht überliefert] u[nd] das gedruckte Flugblatt. Zu dem ersteren habe ich mit rother Dinte meine Anmerkungen geschrieben, welche alles sind, was ich über diesen Gegenstand zu sagen weiß, u[nd] was mir zu sagen erlaubt ist. In Absicht des Uebrigen seh' ich mich genöthigt, Sie an mein *Taschenbuch* zu verweisen. Aus diesem können Sie, meines Erachtens, wenn Sie meine Gedichte an Z[ink] u[nd] die seinigen an mich, nebst seinem Prosaischen Aufsatz über Emmendingen, benutzen, eine kurze aber intereßante Biographie zusammensetzen. Am intereßantesten scheinen mir immer diejenigen, die mit eignen Stellen eines Autors belegt werden. Auch finden Sie dort den Charakter der Frau v[on] Zink, einer Dame von Witz, Belesenheit u[nd] eigenthümlicher Laune, von der moralischen Seite geschildert. So gern ich mit meiner Hand meinem unvergßlichen Freunde, zumahl in Ihrem Nekrolog, ein kleines Denkmahl stiftete, so muß ich mir dennoch diesen Wunsch versagen. Fürs erste geriethen mir *dergleichen* Aufsätze nie; sodann brauche ich eine Cur, während welcher ich meinen Kopf nicht angreifen, u[nd] höchstens nur einige der nöthigsten Brief beantworten darf. Leider arbeite ich, seit ein Paar Jahren, äußerst langsam, so, daß meine Zeit kaum zu meinen Berufsarbeiten u[nd] zur Besorgung meines Taschenbuches hinreicht; u[nd] die größere Anstrengung, zu der ich in diesen letzten Monathen gezwungen war, hat meiner Gesundheit sehr geschadet. Die Anmerkungen auf beyliegendem Zettel sind, aus dieser Ursache, bloß hingeworfen. Sie werden damit, so wie mit meinem flüchtigen Briefe, vorlieb nehmen.

Herrn Legationsrath Gerning kann ich fürs erste nicht antworten. Sein Anerbieten, in Betreff meiner *Iris*, kam zu spät; außerdem hatte ich eine solche Menge von Gedichten, daß ich viele vortreffliche bey Seite legen mußte.

Leben Sie wohl, u[nd] seyn Sie meiner freundschaftlichsten Hochachtung versichert!

Ihr J. G. Jacobi.

# **DICHTERKREISE UM JACOBI**



## Der Kreis um Johann Georg Schlosser in Emmendingen

Eingeführt in das literarische Leben am Oberrhein wurde Johann Georg Jacobi von Johann Georg Schlosser. Mit Schlosser war Jacobi durch dessen zweite Frau, seine (vier Jahre jüngere) Tante Johanna Fahlmer, verschwägert. Schlosser hatte sich wohl auch in Wien für eine Berufung Jacobis an die Universität Freiburg eingesetzt und begrüßte seinen Schwager im Breisgau, indem er die *Auserlesenen Lieder von Johann Georg Jacobi* herausgab. Schlosser widmete diese Gedichtauswahl seinem Freund Gottlieb Konrad Pfeffel, dem blinden Colmarer Dichter. In dieses aufklärerische Dichterbündnis integrierte Schlosser seinen Schwager Jacobi in der Hoffnung, dieser möge mit der Fackel der Aufklärung die vorderösterreichische Provinz illuminieren. In freimaurerischem Optimismus erstrebte er, die Menschheit über Staats- und Konfessionsgrenzen hinweg zu verbessern.

Zu dem oberrheinischen Freundeskreis gehörten neben dem Geheimen Rat Friedrich Freiherr von Zinck auch auswärtige Freunde Schlossers wie die Grafen Stolberg und die Schweizer Jacob Sarasin und Johann Kaspar Lavater. Jacobi verbrachte in den ersten Jahren seiner Freiburger Zeit »alle seine Samstag Abend und Sonntag« in Schlossers gastlichem Haus in Emmendingen (Johanna Schlosser an Gertrud Sarasin vom 11. August 1785). Berichte von Reisenden bezeugen die heitere Stimmung an punschgetränkten Abenden. Den Kern bildeten Schlosser, Jacobi und Pfeffel, die übrigen Teilnehmer waren Reisende, aufgeklärte Honoratioren und Dichter. Im Herbst 1787, ein Jahr, bevor Schlosser von Emmendingen nach Karlsruhe wechselte, wurde der Plan einer Circularkorrespondenz gefasst, die Gelehrte und Dichter zwischen Mannheim und Zürich umfasste, und bei der Jacobi als Mittler zwischen Pfeffel und Schlosser wirkte. Bei dieser Circularcorrespondenz liefen die Briefe, wie Pfeffel 1787 Jacobi mitteilte, »durch eben den Weg zurück[], den sie hinwärts genommen haben«.

Doch bereits Mitte der 80er Jahre wichen die aufklärerischen Hoffnungen im Emmendinger Kreis um Schlosser einer skeptischen Haltung. Damit nahm auch das gesellige Interesse der Freunde ab. Den Wandel bezeugen die größtenteils noch unveröffentlichten Briefe zwischen Schlosser, Jacobi und Pfeffel sowie die Briefgedichte Jacobis an Schlosser.

Anstelle des früheren Optimismus verbindet den Dichterkreis um Schlosser bald eine elegische Sympathie, die sich durch Revolution und Revolutionskriege zu Resignation verdunkelt. Gegen den weltumspannenden Aufklärungswillen und »des Frevels wilde Rotte« werden Freundschaft und Natur

gefeiert. Der misanthropischen Skepsis Schlossers – er hängt mit dem Rückzug aus dem Amte zusammen – sucht Jacobi in seiner Versepistel von 1793 entgegenzuwirken, wengleich die gemeinsame Ablehnung der politischen Welt die Dichterfreundschaft kaum festigen kann, wie sehr auch die Eingangsstrophe sie zu beschwören sucht:

Freund! In jenen bangen Tagen,  
 Als so tief die Menschheit fiel,  
 Ehr't' ich deine frommen Klagen,  
 Rührte nicht mein Saitenspiel;  
 Aber, hohen Mutes voll,  
 Schlag' ich lauter nun die Leyer,  
 Weil kein Höllenungeheur  
 Unser Glück uns rauben soll. (Musen Almanach 1794, 16–21, Strophe 1)

*Schlossers Antwort*, abgedruckt in *Jacobis Sämtlichen Werken*, lässt am Ende des aufklärerischen Bundes keinen Zweifel:

[...] so wirst Du auch mir nicht läugnen, daß der große Riß in das Band der Menschheit, den wir erlebt haben, ein großer Riß in unsre Herzen ist. Für mich hatte der Zusammenhang mit der Menschheit immer etwas vorzüglich segnendes. Das Zutrauen, das ich noch immer zu dem Gros der Menschen hatte [...] – das Zutrauen habe ich nun verloren. (Bd. 4, 239f.)

Die wichtigsten Mitglieder des Emmendinger Kreises blieben auch nach Schlossers Abschied in Kontakt, so Jacobi mit dem Freiherrn von Zinck und Gottlieb Konrad Pfeffel. Jacobi besuchte Schlosser mehrmals in Karlsruhe, wo ihm der Graf Friedrich Leopold von Stolberg begegnete. Doch hinterließ Schlosser eine bleibende Lücke im geselligen Leben Südbadens, und selbst Schlosser gedenkt in einigen Briefen sentimental des Emmendinger Kreises und seiner Freunde.

Heinrich Funck: J. G. Schlosser's Cirkularkorrespondenz. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, N. F. 9 (1894), 325f. – August Langmesser: Jakob Sarasin der Freund Lavaters, Lenzens, Klingers u. a. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Zürich 1899. – Johann Georg Schlosser (1739–1799). Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek und des Generallandesarchivs Karlsruhe. Karlsruhe 1989. – Detlev W. Schumann: Eine politische Zirkularkorrespondenz J. G. Schlossers und seiner oberrheinischen Freunde. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, N. F. 22, Weimar 1960, 240–268. – Johan van der Zande: Bürger und Beamter. Johann Georg Schlosser 1739–1799. Stuttgart 1986.

**Auserlesene Lieder von Johann Georg Jacobi; herausgegeben von Johann Georg Schlosser. Basel (Thurneysen) 1784.**

LB Karlsruhe: 89 A 70106 R

Mit dieser Auswahl aus Jacobis Gedichten begrüßte Johann Georg Schlosser seinen Schwager in Freiburg. Gewidmet ist die Ausgabe dem »Hofrath Pfeffel in Colmar«. Schlossers Auswahl betont die anakreontische Seite von Jacobis Lyrik.

Auserlesene  
Lieder

Von

J. G. Jacobi;

Herausgegeben

von

Johann Georg Schlosser.

Basel,

bei J. J. Thurneysen, dem Jüngern,

1784.

**Brief von Johann Georg Schlosser an Johann Georg Jacobi aus Karlsruhe vom 11. November 1787**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2

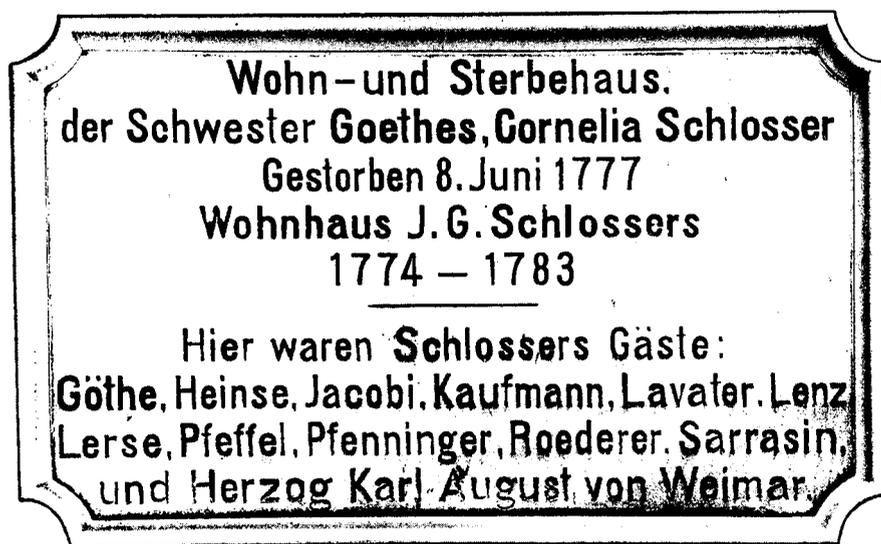
Schlossers kurzer Bericht über die Cirkularkorrespondenz gehört zu den wenigen Zeugnissen von dieser Einrichtung. Denn aus der Cirkularkorrespondenz selbst ist lediglich die unvollständige Abschrift eines Umlaufs zum Problem des stehenden Heeres überliefert. Auf diese Frage bezieht sich der transkribierte Anfang des Briefes. An dieser brisanten politischen Diskussion beteiligten sich neben Schlosser, Jacobi und Pfeffel noch die Colmarer Pfeffel-Freunde Franz Christian Lersé und Johann Friedrich Lucé sowie die Schweizer Johann Kaspar Lavater und Jakob Sarasin.

Daß Dir meine Reflectionen über den stehenden Soldaten nicht gefielen war natür[ich] Man muß erst die große kunst zu subtrahiren lernen, muß den großen Unterschied lernen zwischen dem was wir wollen u[nd] dem was wir können. Es ist sehr natür[ich] – doch will ich das verstehen biß die Circ[u][ar] Briefe wieder kommen. Die Schweizer werden noch ärgere Gesichter schneiden als Du. Ich bin begierig zu sehen ob jemand den rechten Gesichts-Punkt trifft in dem ich das alles ansehe. Niemand traue ich das zu als Lersé, denn der ist von Natur so präentionslos, wunschlos, für das Menschengeschlecht, als ichs durch Verzweiflung u[nd] Erfahrung geworden bin.

### Das Schlosserhaus in Emmendingen.

Foto: Cornelius Ludwig

Schlosser kaufte das Haus nach seiner zweiten Heirat 1778 von seinem Dienstherrn und veräußerte es wieder nach seiner Demission 1787. Zwischen 1790 und 1920 diente es als Ausschank und Verwaltungsgebäude einer nebenliegenden Brauerei, später als Wohnhaus und wurde 1985 vollständig entkernt. Heute beherbergt das Gebäude die Emmendinger Stadtbibliothek. Die Mittelachse der schlichten, neunachsigen Front ist durch einen Treppenaufgang mit anmutig geschwungenen Wangen aus Sandstein und in der Beléage durch einen Balkon betont (letzterer möglicherweise erst aus dem 19. Jahrhundert). Der Park, den Schlosser hinter dem Haus anlegen ließ und der in den Dichtungen Jacobis und Zincks mehrfach erwähnt wird, ist heute teilweise durch das Emmendinger Neue Rathaus überbaut.



### Tafel am Schlosserhaus.

Foto: Cornelius Ludwig

Die 1911 angebrachte Gedenktafel aus Sandstein spiegelt das Bewusstsein des 20. Jahrhunderts wieder, für das Schlosser in erster Linie als Schwager Goethes interessant war. In alphabetischer Folge werden Mitglieder aus Schlossers Freundeskreis und einige illustre Gäste aufgezählt.

**Graf Niklas Galler: Relation über meine Reise in die Oberlande der Markgrafschaft Baden vom 15. Juli bis 3. November des Jahres 1785 [Mitgeteilt von Bernhard Erdmannsdörffer nach einer Handschrift aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien]. In: Badische Neujahrsblätter NF 3 (1893), 42.**

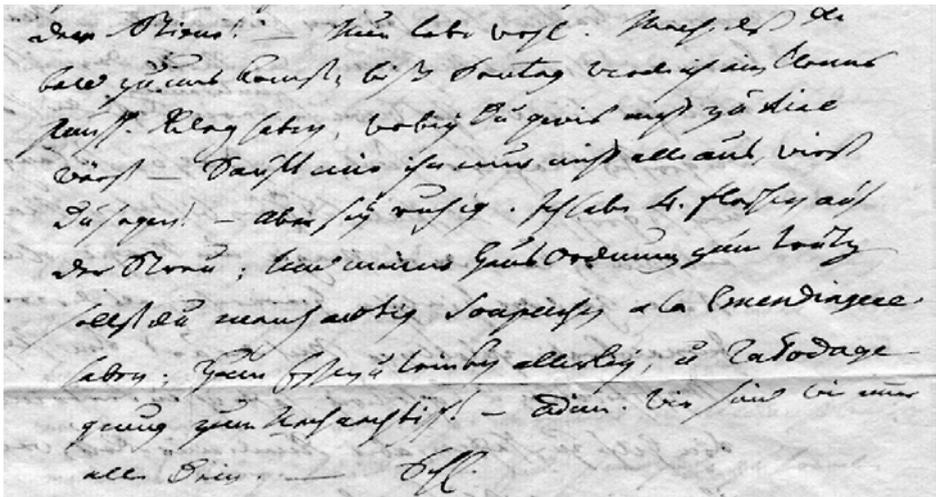
UB Freiburg: H 3665,bb

Es sind einige Berichte von Reisenden überliefert, die Jacobi in Schlossers Emmendinger Haus begegnet sind. Sie schildern Jacobi als gleichberechtigten Gesprächspartner, wemgleich sie ihn immer als Dichter bezeichnen.

Freitag, den 9ten [September 1785], ging ich morgens zu dem Herrn Geheimen Hofrat Schlosser, der erst den Abend vorher von einigen Reisen zurückkam. Ich hatte seine Bekanntschaft schon vor einigen Jahre[n] hier in Karlsruhe gemacht und seinen viel umfassenden Geist lernte ich zum Teil aus seinen Berichten bewundern. Ich begab mich mit ihm auf die Oberamtsstube, weil eben Amtssession gehalten wurde. Zu Mittag speiste ich bei demselben, wo ich auch mit dem beliebten Dichter und dermaligen Professor zu Freiburg, Herrn Jacobi, bekannt wurde; gegen Abend ritt ich mit Herrn Oberamtsverweser Schlosser spazieren.

**Brief von Johann Georg Schlosser an Johann Georg Jacobi aus Karlsruhe vom 23. November 1787 [Schluss].**

UB Freiburg: Nachlass Jacobi IV B 1/2



...den 23ten Nov. Mein lieber Herr. Ich habe die  
 Ihre Güte dankt, die Sie mir durch Ihren  
 Brief. Ich habe sehr, wobei Sie gewillt sind zu sein  
 über. Das ist mir sehr angenehm und ich will  
 Sie sagen. Ich bin sehr glücklich. Ich habe  
 den Plan; dass ich meine Güte Ordnung zum  
 Leben zu machen will. Ich habe die  
 Leben: Ich bin sehr glücklich. Ich habe  
 genug zum Kauf. Ich bin sehr glücklich.  
 alle Ihre. — G.H.

Dass nicht nur Jacobi den Emmendinger Punschabend nachtrauerte, sondern auch Schlosser, geht aus dem Schluss dieses Schreibens hervor.

Nun lebe wohl. Mach daß Du bald zu uns komst, biß Sontag werde ich ein kleines Punsch-Gelag haben, wobey Du gewis nicht zu viel wärst – Sauft mir ihn nur nicht alle aus, wirst Du sagen! – Aber sey ruhig. Ich habe 4 Flaschen auf der Streu; Und meiner HausOrdnung zum trutz sollst du manch artig Soupeecken *a la Emendingue* haben; Zum Essen u[nd] Trinken allerley, u[nd] *Ratodage* genug zum Nachnachtisch! – *adieu*. Wir sind wie immer alle Deine. – Schl[ossers]

**Friedrich Leopold Stolberg: Siebenter Brief, Karlsruhe, den 15ten August 1791. In: Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Bd. 6: Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Hamburg (Perthes und Besser) 1822, 48f.**

Deutsches Seminar der Universität Freiburg: ME 230/10

Stolberg begegnete Jacobi erst 1791 in Karlsruhe, als dieser seinen Schwager besuchte. In seiner Reisebeschreibung berichtet Stolberg von seiner Freude über die »seit zwanzig Jahren« ersehnte Bekanntschaft mit Jacobi und charakterisiert die Schwäger als komplementäres Freundespaar:

Sich so gleich an heißer Liebe für das Wahre und Schöne, sind sie [Schlosser und Jacobi] dennoch so verschieden. Der unbefangne, freie Philosoph, der bald mit der Fackel des Geistes die Blendlaternen der Philosophaster zerschmeißt, bald mit eben dieser Fackel ihnen in ihre Schlupfwinkelchen nachgeht, und mit attischer Ironie ihre Gaukeleien beleuchtet; [...] dieser Mann und der zartempfindende liebliche Dichter [...] konnten sich nicht kennen lernen, ohne durch Sympathie und Bedürfniß, diese großen Bande der Menschheit, sich unentbehrlich zu werden. Ein allgemeines und heiliges Naturgesetz verbindet das Starke mit dem Zarten, mit dem Kühnen das Liebliche. [...] Die Freundschaft dieser beiden Männer und der vortrefflichen Schlossern rechne ich zu den schönsten Blumen, welche mir die Hand Gottes nicht sparsam in den Kranz des Lebens wand.

## Dichterkreis und Teekränzchen

Bereits um 1800 muss in Freiburg ein regelrechter Kreis um Jacobi bestanden haben, denn in Briefen dieser Zeit kommt die Bezeichnung »Zirkel« oder »Kreis« vor (Heinrich Schreiber vom 3. Dezember 1802). Anders als in der Gruppe um Schlosser und Zinck ist Jacobi eindeutig das Vorbild: sein Kreis besteht aus einer Verehrergemeinde, deren Mitglieder deutlich jünger sind. Jacobi selbst hat sich in diese Rolle gefunden. Junge Dichterinnen und Dichter übersenden ihm Poesien, die Jacobi korrigiert, wie wir der nachgelassenen Korrespondenz entnehmen können. So verbessert er ein Gedicht in Berner Mundart des jungen Schweizers Johann Rudolf Wyss, und auch Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg nimmt nicht nur Jacobis »Critik freundlich auf«, sondern dankt mit einem »Dichter-Geschenk« (6. September 1799). In den meisten jugendlichen Dichtern dürfen wir wohl Teilnehmer an Jacobis beliebtem »praktischem Collegium« vermuten, in dem Hörer aller Fakultäten ihre Sprache und Rede üben konnten. Jacobi bekannte sich zu seiner Rolle als Mentor junger Dichter auch öffentlich, indem er in der *Iris* fremde Gedichte mit seinen kritischen Anmerkungen abdruckte.

Neben diesem eher akademischen Kreis förderte Jacobi aber auch die unakademische Geselligkeit. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts unterhielt er in seinem Hause in der Herrenstraße (im heutigen Schwarzwälder Hof) eine ästhetische Teegesellschaft für Damen. Von diesem »Mittwoch-Kränzchen« berichtet 1804 die Dichterin Therese von Artner unter ihrem Ordensnamen Theone, den sie Jacobi verdankt, in einem Brief, um einer Freundin

eine flüchtige Idee von dieser kleinen, gewählten Gesellschaft zu geben, deren Stifter unser lieber Jacobi ist! Stellen Sie aber deswegen sich die Unterhaltung ja nicht gelehrt vor! Ein Gelehrter [...] wäre doch nur ein sehr einseitig gebildeter *Mensch* [...]; ein Dichter aber, wie Jacobi, würde sich niemals die Unartigkeit zu Schulden kommen lassen, so in einen weiblichen Cirkel zu treten. – Was wir also in unserm Kränzchen thun? Wir versammeln uns um den geselligen Theetopf, schlürfen seinen dampfenden Abguß, plaudern dies und jenes, sind auch nicht ein bischen altklug, und ich darf so viel und so herzlich lachen, als es Lust und Laune zugiebt, *tout comme chez nous* [...]. Ganz alltägliches Geschwätz, und den erbaulichen Artikel vom Leumund des lieben Nächsten, werden Sie wohl selbst von unserm Theetisch verbannt glauben. Beides untersagen zwar die Statuten der Gesellschaft nicht; aber ihre Auswahl, und der Geist, der sie unmerklich leitet, schützt sie desto sicherer dagegen. Wie groß und wie alt ist nicht die Welt, wie viel bemerkens- und besprechenswürdiges ward nicht darauf gethan und gedacht! Welche Menge von Gegenständen für die Unterhaltung eines kleinen, gebildeten Kreises, über die denn leicht und natürlich geredet wird. Der beliebteste Stoff sind Züge aus dem Leben vorzüglicher Menschen von unsrer Bekanntschaft, wovon denn J[acobi] das Meiste zu liefern vermag, weil er die läng-

ste Erfahrung besitzt und mit den interessantesten Personen in Verhältnissen stand. Am meisten öffnet sich sein Herz, wenn er von Gleim und den frohen Zeiten spricht, wo er um ihn lebte, wenn er diese oder jene Anekdote von dem Freunde seiner Jugend wiederholen kann. Eines Uz, Kleist, einer Karschin, und mehrerer schönen Geister aus jener Periode, wird eben so oft gedacht, und nie ohne Bedauern, daß ihre unsterblichen Werke von dem ersten undankbaren Folgegeschlecht so wenig gelesen, und einem modischen, gedankenleeren Singsang nachgesetzt werden, der unsre ernste nordische Sprache zwingen will, die Süßigkeiten südlicher nachzulallen. (*Iris* 1805, 270–282, hier 270–273)

Artners Bericht hat Jacobi durch Aufnahme in die *Iris* autorisiert. Namen (»Mittwoch-Kränzchen«), Teezeremonie und die unumstrittene Autorität Jacobis bezeugen einen festen Zirkel. Er orientiert sich an der anakreontisch-empfindsamen Gesellschaftsdichtung des 18. Jahrhunderts, wie sie Klopstock, Hagedorn, Gleim und Uz verkörpern. Bei vehementer Ablehnung der romantischen Kunstautonomie, die als eitler »Sing-Sang« abgetan wird, hält Jacobi unverrückt an der aufklärerisch-empfindsamen Tradition des 18. Jahrhunderts als gültigem ästhetischen Maßstab fest. Mit ihr begründet er in seinem oberrheinischen Dichterkreis eine Art Proto-Biedermeier.

Renate Krüger: Das Zeitalter der Empfindsamkeit. Kunst und Kultur des späten 18. Jahrhunderts in Deutschland, Wien und München 1972. – Friedrich Sengle: Biedermeier. 3 Bde. Stuttgart 1971–1980.

**R\*\*\*, geb. H\*\*\*: Der Theetisch. In: Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799. Mit Kupfern. Basel (Samuel Flick) [1798], 41–43, hier Strophen 5–8.**

Stadtarchiv Freiburg: Dwe 2347

Tee und Kaffee bildeten um 1800 wichtige Ingredienzien für die empfindsame Geselligkeit. In sein *Taschenbuch für 1798* hat Jacobi ein Loblied auf den Teetisch und das Teetrinken in einer für Gesellschaftslieder typischen Schweifreimstrophe aufgenommen. Die anonyme Verfasserin stilisiert in den letzten drei Strophen die Teegesellschaft zu einem heimlichen heiligen Bund:

Hinweg denn mit dem finstern Traume!  
Die Freyheit haust im engen Raume,  
Wohnt in der Brust der Redlichkeit:  
Sie wohnt in unserm kleinen Zimmer,  
Und unser Theetisch sey ihr immer  
Zum bleibenden Altar geweiht:

Und jeder Freund trink' eine Schaale,  
Damit er froh beym Opfermahle

Geweihter unsers Bundes sey.  
 Wer faßt den göttlichen Gedanken?  
 Thee brach des Druckes erste Schranken,  
 Und machte seine Trinker frey!

Drum, Brüder, schwört bey dieser Stunde,  
 Daß nie ein Glied aus unserm Bunde  
 Dem Menschenhasse fröhnen soll;  
 Daß stets ein Freund ins Ohr i[h]m raune,  
 Der mindre Druck sey Fürsten-Laune,  
 Der größte Druck sey Brüder-Groll.

**Teeservice um 1800. Steingut, bemalt. Steingutfabrik Zell am Harmersbach (Schwarzwald).**

Augustinermuseum Freiburg: 7734, 2971, 2973 und 2988

Das Teeservice aus glasiertem Steingut mit dezentem floralen Muster entspricht in seiner Machart ganz der frühbiedermeierlichen Geschmacksmode.

**Teekanne mit Veduten, Anfang 19. Jahrhundert. Steingut, bedruckt. Steingutfabrik Zell am Harmersbach (Schwarzwald).**

Augustinermuseum Freiburg: 3120

Foto: Hans-Peter Vieser

Die elegante Teekanne nimmt im bescheideneren Material eines weiß glasierten und schwarz mit Weinranken und Landschaftsmedaillons verzierten Steinguts Anregungen aus der feinen englischen Porzellangestaltung auf, die der Hochschätzung des Tees als »the sovereign drink of pleasure and health« (Nicolas Brady, 1659–1726) entsprach. Die Kultur der gepflegten Konversation beim Tee – dem Getränk »that cheers but not inebriates« [ das aufmuntert, aber nicht berauscht , nach *The Winter Evening* (1785) von William Cowper, 1731–1800] – wurde im 18. Jahrhundert von Jacobis Teekränzchen und anderen deutschen bürgerlichen Intellektuellenzirkeln übernommen.



**Theone [Maria Therese von Artner]: An die Freyinn Marie von Zay, geb. Fr. v. Calisch in Tyrnau. / Freyburg, den 1. Aug. 1804.**

**In: *Iris* 1805, 270–282, hier 272–274.**

UB Freiburg: E 5144–3 (Rara)

Das Sendschreiben von Therese von Artner ist das wichtigste Zeugnis für Jacobis ästhetisches Teekränzchen. Durch die Veröffentlichung in der *Iris* hat Jacobi zudem diesen Bericht autorisiert.

**J. G. Jacobi: Anmerkungen [zu Sänger und Hörer von Christian Karl Buri]. In: *Iris* 1803, 277f.**

**J. G. Jacobi: Anmerkungen [zu Der Tod von Winfried]. In: *Iris* 1803, 284–290.**

**J. G. Jacobi: Anmerkungen [zu E. C. Eccards Gedicht Auf den Frieden. Nach Bakchylides ]. In: *Iris* 1804, 329–332.**

UB Freiburg: E 5144–1 (Rara), E 5144–2 (Rara)

Ein wichtiges Merkmal in Jacobis Dichterkreis ist die kritische Förderung jüngerer poetischer Talente. Wie Jacobi seine eigenen Dichtungen Freunden zur Prüfung überließ, so feilte er bereitwillig Proben junger Dichter. Einige gelungene dichterische Versuche veröffentlichte er sogar zusammen mit seiner Kritik in der *Iris*, etwa poetische Proben von Christian Karl Buri, Winfried und E. C. Eccard. Der Lehrer Jacobi beginnt kritisch fördernd etwa seine *Anmerkungen* zu E. C. Eccard mit einer Litotes, einer verhalten lobenden doppelten Verneinung: »Diese freye Uebersetzung aus dem Griechischen, welche die Gedanken des Originals unseren Sitten näher bringt, ist gewiss nicht ohne Verdienst.«

## Der *Iris*-Kreis und der Poet's Corner in Heitersheim

### Jacobis Freiburger *Taschenbücher*

Seit Mitte der neunziger Jahre bemüht sich Jacobi um ein publizistisches Forum für die eigenen Gedichte und die seines Dichterkreises. Von 1795 bis 1802 publiziert er regelmäßig Almanache, die unverkennbar regional gefärbt sind. Zu den diversen *Taschenbüchern*, die zwischen 1795 und 1802 bei verschiedenen Verlegern erscheinen, tragen neben zahlreichen Namenlosen und Lokalgrößen einige literarische Berühmtheiten bei wie Jean Paul, Friedrich Gottlieb Klopstock und Johann Heinrich Voß. Wie das Ungleichgewicht der Beiträge zeigt, handelt es sich dabei um keinen wirklichen Dichterkreis. Die fehlende programmatische Bindung erhellt auch aus der Tatsache, dass fast alle Beiträge – mit Ausnahme von Pfeffel und Carl Gustav von Brinkmann, die kontinuierlich sowohl für die *Taschenbücher* als auch zur *Iris* Beiträge liefern – nicht mehr zur späteren *Iris* beitragen. Diese Phase kennzeichnet somit einen Übergang von einem unabhängigen Freundeskreis zu einem eigenen Dichterkreis: einerseits zielt Jacobi seine Almanache mit bedeutenden Dichtern, andererseits versucht er literarische Lokalgrößen zu fördern.

### **Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1795. Mit Kupfern nach Chodowiecky. Königsberg und Leipzig (Nicolovius) [1794].**

Schon den ersten Almanach, das *Taschenbuch für 1795* deklariert Jacobi im Titel ausdrücklich als Gemeinschaftswerk eines Freundeskreises.

### **Ueberflüßiges Taschenbuch für das Jahr 1800. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi, dazu eine Vorrede von Friedrich Heinrich Jacobi. Hamburg (Perthes) [1799].**

UB Freiburg: E 5188,d

Dem selbstironisch als »überflüßig« bezeichneten *Taschenbuch für das Jahr 1800* schickt Jacobis drei Jahre jüngerer Bruder Friedrich Heinrich als »überflüßige Vorrede« eine ironische Philosophie des Überflüssigen voraus: Seine Vorrede »will überschlagen seyn, weil sie *überflüßig* seyn will, und sonst *nicht gut* wäre. Um in dieser Absicht gewiß zu gehen, ist sie so eingerichtet, daß wenn sich ja Leser zu ihr finden sollten, diese wenigstens keine



Kein Fuß berührt, überfüllt sein Mund, die saert sich  
aufthut. Sie hat das Empfindliche erfunden, weil sie  
Überflüssiges unendlich darzureichen hatte. A. Vorrede.



Leser des Taschenbuchs seyn werden« (I). Auf die Vorrede bezieht sich das Frontispiz von Johann Wilhelm Meil (1733–1805), das die ephesische Artemis als Göttin des Überflusses zeigt. Die Illustration dient als »überflüssige Verzierung eines Überflüssigen« (25).

**Johann Georg Jacobi: Son pittore anch'io. In: Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi [...]. Hamburg (Perthes) [1799], 191.**

UB Freiburg: E 5188,d

Jacobis Dichtergedicht auf Klopstock zitiert und variiert die stolzen Worte des italienischen Malers Correggio, mit denen dieser sein künstlerisches Selbstbewusstsein gegenüber Raffael geltend gemacht hat: »Ich bin auch Maler«. Während Jacobi mit den graziösen Versen Anacreons gern wettei-

fert, lässt ihn Klopstocks Dichtkunst an seiner eigenen Begabung zweifeln. Dieses interessante Zeugnis einer späten Klopstock-Verehrung charakterisiert die konservative Dichtungsauffassung Jacobis und seines oberrheinischen Dichterkreises, für die das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts die goldene Zeit der deutschen Literatur bedeutet.

Son pittore anch'io

Wenn mir Anakreon, von Grazien umringt,  
 Das Lächeln der Natur, des Lebens Freuden singt,  
 So glüht Begeisterung in mir: Auch ich bin Dichter!  
 Wenn aber Klopstocks Harfe klingt;  
 Wenn ihm Gedanken, groß und schön,  
 Hervor aus heil'gem Dunkel gehn,  
 Stillglänzend, wie des Himmels Lichter;  
 Dann überwältigt mich des Sängers hoher Sinn,  
 Dann blick' ich schüchtern nur auf meine Lieder hin,  
 Seh' um mich her die Weisesten als Richter,  
 Und frage: Bin auch ich ein Dichter?

### Die Freiburger *Iris* (1803–1813)

Am Ende der vorderösterreichischen Ära festigt Jacobi seinen Dichterkreis durch ein eigenes Periodikum: die *Iris*. Damit knüpft Jacobi namentlich an seine frühere Zeitschrift *Iris* an, die er als Pendant zu Wielands *Teutschem Merkur* gegründet hatte. Richtete sich die Düsseldorfer *Iris*, die Jacobi zwischen 1774 und 1778 gemeinsam mit Wilhelm Heinse herausgab, seinerzeit ausdrücklich an Leserinnen, so spielt der weibliche Aspekt für die Wahl desselben Namens im Jahre 1802 nicht die entscheidende Rolle. Mehr noch als die Kontinuität seines Werks betont Jacobi mit der namengebenden antiken Götterbotin Iris den irenisch-deistischen Aspekt seines Periodikums, wie ein Programmgedicht zeigt. Die neue *Iris*, die Jacobi zur Unterscheidung auch Freiburger *Iris* nennt, erscheint in dem renommierten Zürcher Verlag von Johann Heinrich Füssli zum ersten Mal 1803. Der elfte Jahrgang von 1813 beschließt die *Iris*: er ist Jacobis 1811 verstorbenem Sohn Fritz gewidmet und kann als Schwanengesang des Herausgebers angesehen werden, der seinen Sohn nur um zwei Jahre überlebte.

Zur Freiburger *Iris* trugen namhafte Dichter bei wie die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg, Wilhelm Heinse und Heinrich Christian Boie, Mitherausgeber des ersten Göttinger *Musenalmanachs*. Aber auch Gedichte junger unbekannter Autoren nahm Jacobi in seine *Iris* auf und beurteilte sie in »Anmerkungen«. Doch ist die Freiburger *Iris* in erster Linie ein

Periodikum des oberrheinischen Dichterkreises. Aus dem Freundeskreis tragen zur *Iris* wesentlich bei: Johann Peter Hebel aus Karlsruhe, der elsässische Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel, Karl von Rotteck, Joseph Albrecht von Ittner, Kanzler des Johanniterordens in Heitersheim, der Diplomat Franz Anton Freiherr von Neveu und die Dichterin Maria Theresia von Artner, um nur die wichtigsten zu nennen. Ittner, ein geistreicher Humanist und gebildeter Naturforscher, richtete nach der Mode englischer Landschaftsgärten in seinem Heitersheimer Schlossgarten eigens für Jacobi »den Poets corner, oder Poetenwinkel« ein. Von den Zusammenkünften des Dichterkreises im Markgräfler Land berichtet Jacobi in einer prosimetrischen Versepistel an Pfeffel. Durch ihre Aufnahme in die *Iris* 1805, begleitet von einem Kupferstich des *Poeten-Sitzes*, wird der oberrheinische Dichterkreis um Jacobi auch der Öffentlichkeit bekannt. Ein Dichterkatalog, der in einem Lobgesang Klopstocks gipfelt, charakterisiert die traditionelle Dichtungsauffassung des oberrheinischen Freundeskreises.

1805 teilt Jacobi seinem Zürcher Verleger Johann Heinrich Füllli mit, »wie nötig es« sei, »sich einmahl über die Vernachlässigung unsrer älteren Dichter zu expectoriren«, und tatsächlich rehabilitiert er in seinem literaturgeschichtlichen Aufsatz *Hagedorn* (1806) den vorbarocken Klassizisten Martin Opitz, indem er ihn zum Vorgänger von Hagedorn und Uz stilisiert. Sein Plädoyer für die Tradition deutscher Gesellschaftsdichtung bekräftigt Jacobi auch in weiteren programmatischen Beiträgen zur *Iris*.

So wertet Jacobi in seinem Aufsatz *Über Gelegenheitsgedichte* (*Iris* 1806) die bei den modernen Zeitgenossen verpönte Gattung literarhistorisch auf. »Das schlechteste Hochzeitsgedicht von Opitz« stellt Jacobi über »die herz- und gedankenlosen Sonnette, die man uns seit einiger Zeit vorklimpert«. Diesen Angriff auf die romantische Sonettmode flankiert er mit der Gelegenheitsdichtung des Horaz, deren Realitätsgehalt und soziale Einbindung für Jacobi Qualität verbürgt: »Eben diese Oden mußten nothwendig dadurch mehr Wahrheit und Leben erhalten, daß *wirkliches* Gefühl, *wirklicher* Genuß zum Grunde lag«. Die aktuelle Bedeutung des Genres bekräftigt Jacobi mit der neueren Tradition deutscher Gelegenheitsdichter. Nach Uz und Ramler, die sein eigenes Herkommen symbolisieren, nennt Jacobi namentlich noch Klopstock, Pfeffel, Voß und die Brüder Stolberg. Dieser Dichterkatalog repräsentiert nicht nur einen antiromantischen Katalog klassizistischer Dichter, sondern entspricht auch dem klassizistischen Selbstverständnis des Jacobi-Kreises, sind doch alle Genannten zu Beiträger von Jacobis Almanachen.

Wie angelegen dem oberrheinischen Dichterkreis die kommunale und soziale Verantwortung des Dichtens ist, zeigt die große Zahl von Widmungsgedichten und Gelegenheitsgedichten in allen Jahrgängen der *Iris*. Darin

unterscheidet sie sich von anderen Almanachen. Ein starkes regionales Bewusstsein mit zahlreichen Schwarzwalddichtungen und lokalen Bezügen soll die Gemeinschaft gegen politische Fremdeinflüsse und die Herrschaftswchsel im Breisgau um 1800 immunisieren.

Die *Iris* gibt sich durch ihre Beiträge als das Organ eines Dichterkreises zu erkennen. Zahlreiche Dichtergedichte auf den Herausgeber Jacobi stilisieren ihn zum antikischen »Sänger«. Alter und überzeitliche Dichterpriorität stellen Jacobis Primat in dem Dichterkreis sicher. Zudem bekräftigt seine antikische Stilisierung auch das ästhetische Programm der Gruppe: ein empfindsamer Klassizismus, dessen ästhetisches Ideal der Enthusiasmus Klopstocks, die Anakreontik Hagedorns und die Freundschaftsdichtung von Uz bilden. Daneben orientiert man sich an antiken Mustern, namentlich Horaz, aber auch an antiken Strophenformen wie Ode, Elegie und Epigramm. Das Ideal vom Zusammenhang der Künste veranschaulichen neben Musikbeilagen mit Gedichtvertonungen, Kupferstichillustrationen und Kunstbeschreibungen. Der *Iris*-Kreis repräsentiert somit einen Klassizismus, der zur ästhetischen Bildung der Gesellschaft beitragen möchte.

Achim Aurnhammer: Jacobi und seine oberrheinischen Dichterkreise. In: Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus (in Vorb.). – Helmut Bender: Johann Georg Jacobi. Professor der Schönen Wissenschaften und Poet dazu. In: Badische Heimat 60 (1980), 253–263. – Paul Malthan: Johann Georg Jacobi und sein oberrheinischer Freundeskreis. In: Ekkhart. Jahrbuch für das Badner Land (1972), 64–72. – Fridrich Pfaff: Der Poetenwinkel zu Heitersheim und Fritz Jacobis Grab auf dem alten Friedhof zu Freiburg. In: Schauinsland 42 (1915), 57–60. – Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. Mit einem Abrisse seines Lebens und seiner Dichtung. Hg. von Ernst Martin. Straßburg 1874. – Ursula Schober: Johann Georg Jacobis dichterische Entwicklung. Breslau 1938.



**Kupferstich von J. Falckeyen nach Zeichnung von Johann Heinrich Lips: Titelblatt der Iris. Ein Taschenbuch für 1803. Herausgegeben von J. G. Jacobi. Zürich (Orell, Füssli und Co.) [1802].**

UB Freiburg: E 5144-1

Das Titelkupfer zeigt die Götterbotin Iris in der Gloriele eines Regenbogens auf einer Gewitterwolke schwebend über einer menschenleeren Landschaft.

### **Kanzleibau, im Malteserschloss Heitersheim.**

Foto: Dietrich Wittke

Das südwestlich von Freiburg gelegene und 777 erstmals urkundlich erwähnte Heitersheim kam 1272 an den Johanniterorden, der seit seiner Gründung um 1050 im Heiligen Land Pilgerhospize unterhalten hatte. Seit 1505 war das etwa 50 Quadratkilometer große Fürstentum für 300 Jahre Sitz des Johanniter-Großpriors von Deutschland. 1806 fiel es an das Großherzogtum Baden. Unter der Herrschaft der Ordensritter wurde ein weitläufiger Gebäudekomplex errichtet, dessen markanteste Teile, das barocke Kanzleigebäude und der Torturm, auf Johann Caspar Bagnato (1696–1757) zurückgehen, einen Architekten, der besonders für den Deutschen Orden tätig war. In der um 1750 vollendeten Kanzlei, einem zweistöckigen Gebäude mit siebenachsiger Fassade, deren Mittelachse im Erdgeschoss durch ein prächtiges Portal betont ist, residierte von 1786 bis zur Aufhebung des Ordens 1805 Joseph Albrecht Freiherr von Ittner als dessen Kanzler.



**Frontispiz zur *Iris* 1805, Aquatinta nach Zeichnung von Ittners Tochter Josephine.**

UB Freiburg: E 5144–3 (Rara)

Abbildung auf dem Umschlag

Die Illustration zum *Poeten-Sitz* zeigt zwei Männer und ein Kind, welches mit einem Hund spielt, in einer ländlichen Umgebung, die nur durch die markant im Vordergrund placierte Gedächtnisurne als Park erkennbar ist. Nach Jacobis Beschreibung ist wohl der *Poeten-Sitz* mit dem Steinfundament im linken Vordergrund zu identifizieren:

Dieses Mal überraschte mich der, nicht weniger gutherzige als sinnreiche Ittner, der allem nachspürt und alles auffindet, was seine Gäste vergnügen kann, mit einem erst vor Kurzem, und zwar für mich angelegten Plätzchen, das er den *Poëts Corner*, oder *Poeten-Winkel* nannte. An dem Abhang eines mit fremden Bäumen besetzten Hügels, ist derselbe von natürlich zusammengesetzten Felsensteinen gebildet, und hat einen Sitz, über welchen ein Hirschholderbaum ein der Sonne undurchdringliches Gewölbe macht. Vor dem Sitze steht eine Kanadische Pappel [und in der Nachbarschaft stehen weitere exotische Pflanzen...] – Kurz, man erkennt hier das Reich der Phantasie, die aus allen Welttheilen Pflanzen und Bäume zusammengetragen hat, kühn und wunderbar in ihren großen Anlagen, und gefällig in ihren kleinern Spielen. (88f.)

**Johann Georg Jacobi: Der Poeten-Sitz. An Pfeffel, am 3. October 1803. In: Iris 1805, 84–100.**

UB Freiburg: E 5144–3 (Rara)

Jacobi schildert den *Poeten-Sitz* und die Zusammenkünfte des oberrheinischen Dichterkreises im Heitersheimer Schlossgarten in einer Versepistel an den blinden Freund Pfeffel. Die Vielfalt von Ittners Arboretum nutzt Jacobi zu einer Typologie der verschiedenen Ausdrucksformen seines Dichtens: in einer »cypressenmässigen« Ceder sieht er das Sinnbild konsolatorischer Klage und Lautenspiels, in einer Zeder das geistliche Lied zum frommen Harfenspiel und in einem »zarten Myrthenbäumchen« das Symbol der Liebeslyrik. Die Liebesdichtung wird in ihren verschiedenen Tönen gefeiert, wobei die Aufzählung verschiedener Lyriker einen chronologischen Dichterkatalog bildet:

Orientalischer Schwung in Salomons hohem Liede; Lächeln der Grazie in den Versen Anakreons; Catullischer Muthwillen; schmachtende Sehnsucht des Tibullus; mystisches Gefühl des Petrarca, dem die Augen der Geliebten den Weg zum Himmel zeigen; und die Schalkheit und die feine Galanterie der Franzosen; und die Naivetät unsrer ältesten vaterländischen Dichter!

**[Johann Georg Jacobis Beschreibung des Freiburger Münsters]. In: Ders.: Meine Wohnung. In: Iris 1809, 279–302.**

Für die regionale Identität des oberrheinischen Dichterkreises spielt das Freiburger Münster eine große Rolle. Jacobi wählt es in der Beschreibung seiner Wohnung nicht nur zum Orientierungspunkt, sondern überhöht es zu einem Kollektivsymbol. Seine von biblischem Pathos getragene Beschreibung kontrastiert unverkennbar mit Goethes Beschreibung des Straßburger Münsters.

Was aber eben jetzt unser gothisches Gebäude mir besonders theuer macht, ist, daß solch ein Riesenwerk Zeugniß giebt, von deutschem Geist und deutscher Kraft. Sollte je, durch ein unseliges Verhängniß, uns alles geraubt werden, was Deutsch ist, so wird dieses Denkmaal doch bleiben. Aus der Sturmwolke, der es trotzet, wird es warnen, und strafen die Abtrünnigen, die vergessen können, wer ihre Väter waren, und im Frühglanze, wenn es aus dem Nebel hervortritt, wird es in männliche Seelen Hoffnung strahlen und neuen Muth.

[Franz Xaver] Sch[netzler]: Jacobi's Namenstag gefeiert in Freyburg am 23sten April 1807. In: *Morgenblatt für gebildete Stände*, 19. Mai 1807, Nr. 119, 474f.

UB Heidelberg

J a c o b i ' s N a m e n s t a g  
gefeyert in Freyburg am 23sten April 1807.

Die Beschreibung kleiner prunklosen Feste ist so manchem Leser willkommen, weil sie in seinem Gemüthe süße Erinnerungen weckt. Deswegen glaub' ich durch die Mittheilung der folgenden Scenen keinen uninteressanten Beytrag zum Morgenblatt zu liefern. Der Namenstag unsers theuern Jacobi wird von seinen Freunden und Freundinnen alljährlich gefeyert. Dießmahl trafen aber mehrere Umstände zusammen, welche diese Feyer noch rührender machten. So war gerade am Abend vorher das von Anton Zoll in München trefflich gemahlte, sprechend ähnliche Portrait angekommen, welches den ersten Band der neuen Ausgabe von Jacobi's Werken ziert, und womit der Verleger Fußli der Gattin seines Freundes ein Geschenk machte. Gattin und Sohn bekränzten das Bildniß mit Ephen, und stellten auf den Arbeitstisch, über welchem es hing, zwey Rosenstöcke mit einigen aus dem Dichter Martin genommenen Zeilen, um dem Gatten und Vater für seine Arbeiten zum Besten der Seinigen zu danken.

Am Vorabend versammelte sich eine kleine Gesellschaft; von allen Seiten kamen Blumenstöcke und Blumensträuße, am Namenstage selbst dauerte dieß fort. Das Zimmer wurde zum duftenden Garten, und Davids manibus date Lilia plenis fand eine um so schönere Anwendung, da die Blumen meistens von Damen gebracht wurden, worunter einige den Dichter mit Zeichnungen, andre mit Stickereyen beschenkten. Die ganze Gesellschaft wetteiferte, ihm Bezeuung ihrer Verehrung und Liebe zu geben, und wie reichlich wurde sie durch die Thränen im glänzenden Auge, durch die stille Freude, die über sein ganzes Wesen ausgegossen war, und durch den, dem vollen Herzen entströmenden Ausruf belohnt: so wird kein Namenstag in Freyburg gefeyert!

In Deutschland wurde der oberrheinische Dichterkreis durchaus als eigenständiger Bund um Jacobi wahrgenommen. Dies bezeugt der Bericht über die Feier von *Jacobi's Namenstag* [...] am 23sten April 1807 in Cottas renommiertem *Morgenblatt für gebildete Stände*, den der mit Jacobi befreundete Herausgeber der *Freyburger Zeitung* Franz Xaver Schnetzler verfasst hat. Beschrieben wird freilich ein Festritual, das den Geehrten fast ausnimmt. Ein

Liedchor, Gedichte, Blumen huldigen zwar Jacobi, doch überwiegt die gemeinschaftstiftende Funktion die Ehrung, wie der Schlusssatz erkennen lässt: »Erneuert wurde das Band der Eintracht und der Liebe, und die dampfende Punsch-Schale ging oft im traulichen Kreise herum«. Die namentlich hervorgehobenen Gratulanten geben einen guten Überblick über die Zusammensetzung von Jacobis Freundeskreis um 1807.



J. G. JACOBI .

Dichters zu dienen, der daran ging, seine Werke in einer Ausgabe letzter Hand zu sammeln. Das Bild wurde zur Namenstagsfeier am Georgs-Tag, dem 23. April 1807 im *Iris*-Kreis präsentiert (Morgenblatt für gebildete Stände, 19. Mai 1807). Als Geschenk von Jacobis Freund Ecker gelangte es an die Universitätsbibliothek und wurde im Mai 2000 restauriert.

Das Kupfer, das Friedrich Müller danach stach, ziert den ersten Band von Jacobis *Sämmtlichen Werken*.

In dem Briefgedicht *An Henriette Schlosser, welche, als Herr Zoll in München mein Bildniß für den ersten Band meiner Werke mahlte, auf der*

**Porträt Johann Georg Jacobis von Franz Joseph Zoll (1770/1772–1833), Öl auf Leinwand in Grisaillemanier, 22 x 28 cm.**

Kunstinventar der Universität Freiburg: I/101  
Abbildung: Farbtafel II

**Kupferstich Johann Georg Jacobis von Friedrich Müller nach Zolls Jacobi-Bildnis. Frontispiz zu: J. G. Jacobis's sämtliche Werke. Erster Band. Zweyte rechtmäßige, verbesserte Auflage. Zürich (Orell, Füssli und Co.) 1807.**

UB Freiburg: E 6511,da-1  
(Rara)

Dieses letzte überlieferte Porträt Jacobis entstand wohl im Winter 1806/1807, um als repräsentatives Bildnis des gefeierten und geehrten

*Guitarre spielte und sang* erzählt Jacobi der Tochter seines verstorbenen Freundes und Schwagers Johann Georg Schlosser, welche Gedanken beim Entstehen des Bildes ihn befielen:

Liebend trug, mit sichrer Hand,  
Auf die Tafel er mein Bild. Wenn künft'ge Zeiten  
Meine Lieder nicht verschmähn,  
Soll es freundlich sie begleiten,  
Soll, wenn längst ich schlummre, den Geweihten  
Brüderlich ins Auge sehn.

Im weiteren Verlauf der Versepistel beschreibt der Dichter, wie anfangs Gesang und Saitenspiel in ihm Erinnerungen aufsteigen ließen an vergangene »goldne Morgen« im Kreise verstorbener Freunde und Gedanken an seinen baldigen Tod, bis schließlich Musik und entstehendes Bild seine »Wehmuth« linderten und sich ihm die Szene verklärte zum Sinnbild der Auferstehung:

Aber, Dank dir, liebes Mädchen! heller  
Ward es über Gräbern; schneller  
Wälzte deines Liedes Melodie  
Sich durch Freudentöne fort – und sieh!  
Leben, das hervor aus todter Leinwand gieng,  
Als mein Bild Dich an zu grüßen fieng!

Grüßen wird es so der Guten viel.  
O! es weckte Dein Gesang, Dein Spiel  
Neues Hoffen und Vertrauen,  
Neuen Muth, hineinzuschauen  
In die lange Sternen-leere Nacht.



# Namenregister

- Aeskulap 105f. 110  
Alexander d. Gr. 40  
Alexander I. 28 34  
Amann, Heinrich 22  
Amor 51f. 64 136  
Anakreon 43 134 168f. 174  
Andromache 43  
Apollo 60 64  
Arand, Franz von 133  
Aristophanes 142  
Aristoteles 142  
Arnim, Achim von 77 83f.  
Artemis 168  
Artner, Charlotte von 95  
Artner, Maria Therese von 95—98 112 119 163f. 166 170  
Artner, Wilhelmine von 95  
Aschenbrödel 74  
Aurnhammer, Achim 5 7 171  
Babo, Joseph Marius 26  
Bachmann, Gottlob 90f.  
Baden, Carl Friedrich von 9 14 26 31 100 104 114 119 122 142 144 149  
Bader, Joseph 35 74  
Bagnato, Johann Caspar 172  
Bakchylides 166  
Basedow, Johann Bernhard 125 135  
Bauer, Clemens 22  
Baumgarten, Fritz 36  
Bay, Freifrau von 100  
Becker, Philipp Jakob 145—147  
Becker, Rudolph Zacharias 82f.  
Behrisch, Ernst Wolfgang 86  
Benda, Georg Anton 89  
Bender, Helmut 171  
Benrath, Gustav Adolf 114  
Bernauer, Agnes 74  
Bertòla, Aurelio de' Giorgi 69  
Beyer, Eugène 128f.  
Bodmer, Johann Jacob 51  
Bogner, Franziska Maria 148  
Bogner, Ralf Georg 74f.  
Boie, Heinrich Christian 90 169  
Bolswaert, Schelte Adams 43  
Bonstetten, Karl Viktor von 69  
Brady, Nicolas 165  
Braunbehrens, Adrian 114  
Breitenstein, W. 61  
Brentano, Clemens 77 83f.  
Brinkman, Carl Gustav von 167  
Brun, Friederike 35 52 69  
Bucephalus 40  
Bürde, Samuel Gottlieb 91  
Bürger, Gottfried August 35 77  
Buri, Christian Karl 166  
Calau, Benjamin 53f.  
Calzabigis, Ranieri de' 90  
Carracci, Agostino 44  
Cattul 174  
Chapelle 51f.  
Chariten 73  
Chaulieu 51f.  
Chodowiecki, Daniel Nicolaus 167  
Christen, Joseph Anton Maria 62f.  
Claudius, Matthias 9 71  
Clermont, Clara Francisca von 35  
Conz, Karl Philipp 36 52 70f.  
Corregio 44 168  
Cotta 124f. 175  
Cowper, William 165  
Cynthia 71  
Cythere 51  
Dalberg, Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von 89f.  
Dengler, Georg 29f.  
Dengler, Madame 29  
Diderot, Denis 135  
Dobler 22 24  
Drais von Sauerbronn, Karl Friedrich Christian Ludwig 99  
Drais von Sauerbronn, Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr 32 99—104  
Drais von Sauerbronn, Louise 102f.  
Droste-Hülshoff, Maximilian Friedrich von 91  
Dutretre, André 42  
Eble, Rolf 28  
Eccard, E. C. 166  
Eckartshausen, Karl von 30  
Ecker, Franz Matthäus Alexander 106 108 112  
Ecker, Johann Matthias Alexander 96—98 105—112 119 150 176  
Eisengrein, Otto von 52  
Elschenbroich, Adalberg 119  
Emme, Georg 28  
Engelhardt, Dietrich von 101  
Erdmannsdörffer, Bernhard 161  
Euripides 106  
Fahlmer, Johanna → Schlosser, Johanna  
Falckeisen, J. 172  
Fecht, Gustave 113f.  
Feger, Robert 114  
Felner, Ignaz 20  
Feyerabend, F. 127f.  
Forster, Johann Georg 8  
Franz I. 28 34  
Fratrel, Joseph 54f.  
Friedländer, Max 76 86  
Friedrich III. 28 34  
Frommel, Emil 52 74  
Funck, Heinrich 158  
Furien 88  
Füßli, Johann Heinrich 169f. 175  
Gall 43  
Galler, Graf Niklas 161  
Geese, Walter 61  
Geiger, Gerhard 119  
Gellert, Christian Fürchtgott 22 124

- Gemmingen, Otto Heinrich von 26  
 Georg, Sankt 25  
 Gerbert, Martin 22  
 Gerhardt, Paul 31  
 Gerning, Johann Isaak von 154  
 Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von 6 69f. 132  
 Geysler, Christian Gottlieb 54f.  
 Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 6 8 14 23 35 51f. 54 68 71 80 85 88f. 133 135f. 139 164  
 Gluck, Christoph Willibald 90  
 Gmelin, Karl Christian 113 117 119—121  
 Gockel, Kirchenrath 154  
 Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von 35 77f.  
 Goedeke, Karl 151  
 Goethe, Cornelia 142f. 145  
 Goethe, Johann Wolfgang von 7f. 26 35 51 57 69f. 85—87 90 116 124 135 141f. 160 174  
 Goethe, Mutter 35  
 Gongora 8  
 Grazien 70 109 136 149 174  
 Gresset 51  
 Grillparzer, Franz 95  
 Groß, Johann Heinrich 54  
 Hagedorn, Friedrich von 164 170f.  
 Hamann, Johann Georg 8  
 Hansen, Volkmar 6f.  
 Haug, Friedrich 36 48  
 Haumann, Heiko 28  
 Haydn, Joseph 7 75 87f.  
 Hebel, Johann Peter 7 9 71 113—117 119 125 170  
 Hegi, Franz 48  
 Heinse, Wilhelm 8 51f. 124 135 143f. 169  
 Helvetius 135  
 Hemmer, Erika 101  
 Herder, Freiburger Kunstverlag 63  
 Herder, Johann Gottfried 8 51 77 135  
 Hermann der Cherusker 34  
 Himburg 86  
 Hinsche, N. D. ( Winfried ) 166  
 Hitzig 116  
 Homer 43 106 125 128 134  
 Horaz 27 51 152f. 170f.  
 Horen 70  
 Huber, Konrad 5f.  
 Hug, Johann Leonhard 119  
 Hug, Wolfgang 28  
 Hume, David 135  
 Immermann, Karl 74  
 Iris 169 172  
 Iselin, Isaak 124 142  
 Ittner, Franz von 119  
 Ittner, Joseph Albrecht von 9 24 71 96 113 117—123 170 172—174  
 Ittner, Josephine 2 173  
 Jacob von Compostela 22  
 Jacobi, Caroline 35  
 Jacobi, Friedrich Heinrich 6 8f. 36 47 132f. 135 167f.  
 Jacobi, Fritz 9 35f. 40 42—44 47—49 72 74f. 106 121 132 148 150 169 171 175  
 Jacobi, Johann Conrad 6 8  
 Jacobi, Johanna Maria Catharina → Winckelmann, Johanna Maria Catharina  
 Jacobi, Johanna Maria, geb. Fahlmer 8  
 Jacobi, Maria Catharina, geb. Lausberg 8  
 Jacobi, Maria Ursula 2 9 17 35f. 38f. 43 46f. 50 52 64—66 69 72—75 132f. 147f. 151 175  
 Jacoby, Daniel 119  
 Jean Paul 7 116 167  
 Jordaens, Jacob 43  
 Joseph II. 8 13f. 17—20 105 133 138  
 Kalchthaler, Peter 36  
 Kant, Immanuel 145 167f.  
 Karsch, Anna Louisa 135 164  
 Kästner, Abraham Gotthelf 51  
 Kaunitz, Fürst 105  
 Keller, Gottfried 74  
 Kindleben, Christian Wilhelm 80  
 Klauer, Gottlieb Martin 60f.  
 Klein, C. J. Andreas 5 7  
 Kleist, Ewald von 164  
 Klinger, Maximilian 143  
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 9 13 52 71 80 88 95 134f. 164 167—171  
 Klotz, Christian Adolph 8 135  
 Kölle, Christoph 115  
 Körner, Theodor 88  
 Kosegarten, Gotthart Ludwig 88  
 Kotzebue, August von 26 28  
 Koelch, Leopold Anton 90  
 Krüger, Renate 164  
 Kühbacher, Ingrid 36  
 Kühlmann, Wilhelm 5  
 Kully, Rolf Max 114  
 Kuntze, Christoph 50  
 La Roche, Maximiliane von 35  
 La Roche, Sophie von 8 89 135 142  
 Lambert 135  
 Langmesser, August 158  
 Lavater, Johann Caspar 8 45 124 133 143 145 147 157 159  
 Lebrun, Pigault 150  
 Lenz, Jakob Michael Reinhold 8 52 143  
 Leopold II. 14  
 Lersé, Franz Christian 124 159  
 Lessing, Gotthold Ephraim 106 135  
 Lips, Johann Heinrich 172  
 Lucé, Johann Friedrich 159  
 Lucian 106  
 Ludwig, Cornelius 160  
 Lugo 72  
 Luther, Martin 141  
 Maecenas 152  
 Maisak, Petra 145  
 Malthan, Paul 36 171  
 Manesse 109  
 Maratta, Carlo 44  
 Maria Theresia 16 19  
 Martin, Dieter 76  
 Martin, Ernst 36 52 171

- Martin, Pächter 175  
 Matt, Hans von 62f.  
 Maurer, Otto Ritter von 28  
 Mayer, Gottlob 52  
 Mechel, Christian von 45  
 Mederer von Wutwehr, Mat-  
 thäus 105  
 Meil, Johann Wilhelm 168  
 Mendelssohn, Moses 135  
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix  
 75 87  
 Menzinger, Rektor 15—17  
 Merck, Johann Heinrich 58  
 Meusel, Johann Georg 150  
 Michaelis, Johann Benjamin  
 52  
 Milton, John 95 125  
 Moline, Pierre Louis 90  
 Montenglaut, Henriette von 73  
 Mors, Katharina 133f.  
 Mozart, Wolfgang Amadeus 7  
 75 88  
 Müller, Christian Friedrich  
 114f.  
 Müller, Johann Friedrich  
 Wilhelm 61 176  
 Müller, Johannes von 135  
 Münch, Ernst 52 70—73  
 Musen 70  
 Nägeli, Hans Georg 86f.  
 Naumann, Johann Gottlieb 90  
 Nehrlich, Karl 67  
 Neveu, von 113 170  
 Nick 71  
 Nicolai, Friedrich 117  
 Nicolovius, Alfred 145  
 Opitz, Martin 170  
 Orest 88  
 Orpheus 87—91  
 Ossian 125 128  
 Overbeck, Christian Adolf 77  
 Ovid 88 175  
 Peale, Patric → Seckendorff,  
 Gustav Anton Freiherr  
 von  
 Penelope 43  
 Penzel, Johann Georg 40  
 Pergen, Frau von 88  
 Petrarca, Francesco 51 174  
 Pfaff, Fridrich 36 171  
 Pfaff, Peter 114  
 Pfalz, Kurfürst Carl Theodor  
 von der 8  
 Pfeffel, Frédérique 128  
 Pfeffel, Gottlieb Konrad 8f.  
 64f. 68 71 96f. 118  
 123—133 135 143—145  
 157—159 167 170 174  
 Pfeffel, Margarethe Cleophe,  
 geb. Divoux 124  
 Phöbus 60  
 Phönix 130  
 Pichler, Caroline 95 97  
 Pindar 134  
 Platon 15 135 142  
 Prestel, Johann Gottlieb 145—  
 147  
 Psyche 73  
 Pygmalion 64  
 R\*\*\*, geb. H\*\*\* 164f.  
 Raffael 44f. 168  
 Ramler, Karl Wilhelm 135 170  
 Ransohoff, Georg 52  
 Rave, Paul Ortwin 53  
 Reichardt, Johann Friedrich  
 75f. 84f. 87f. 90  
 Reiher, Martin 63f.  
 Retzbach, Anton 22  
 Robespierre 125  
 Rotteck, Hermann von 138  
 Rotteck, Joseph von 101 139  
 Rotteck, Karl von 9 14 59  
 70—72 96 100f. 105  
 133—140 170  
 Rousseau, Jean-Jacques 51 125  
 141  
 Ruef, Johann Caspar 16 19  
 21—23 32  
 Rust, Friedrich Wilhelm 86  
 Ruthe, Oda 74  
 Salmen, Walter 76  
 Salomon 174  
 Sangershausen, Christoph  
 Friedrich 51  
 Sarasin, Gertrud 157  
 Sarasin, Jacob 124 127f. 157—  
 159  
 Sauder, Gerhard 6 101  
 Sauter 72  
 Sautier, Heinrich 20 22  
 Saxler, Paulhelmut 52  
 Scarron 44  
 Schadek, Hans 28  
 Schäfer, Walter E. 22  
 Scherer, Wilhelm 52  
 Schiller, Friedrich 26 29f. 85  
 87 89 106  
 Schläffer, Heinz 52  
 Schlang, Wilhelm 28  
 Schlegel, Friedrich 145  
 Schlichtegroll, Adolf Heinrich  
 Friedrich 149—151  
 153f.  
 Schlosser, Erasmus Carl 141  
 Schlosser, Georg Eduard 148  
 Schlosser, Henriette 148 176f.  
 Schlosser, Johann Georg 7 13  
 17f. 35 71 132 135 141—  
 149 157—163 177  
 Schlosser, Johanna Catharina  
 Sibylla, geb. Fahlmer 8  
 143f. 148 157  
 Schmidt, Klammer Eberhard Karl  
 135  
 Schneble, Hansjörg 101  
 Schnetzler, Franz Xaver 31 34  
 113 116 132 150 154 175  
 Schober, Ursula 52 171  
 Schreiber, Heinrich 14 22 117  
 119 121f. 163  
 Schubart, Christian Friedrich  
 Daniel 124  
 Schubert, Franz 7 75f. 87f.  
 Schubert, Franz Ludwig 83  
 Schulz, Friedrich 68f.  
 Schulz, Johann Abraham Peter  
 75 77 81—83 85f.  
 Schumann, Detlev W. 158  
 Schumann, Robert 75  
 Scott, Walter 73  
 Seckendorff, Gustav Anton  
 Freiherr von 67f.  
 Sengle, Friedrich 164  
 Simson, Bernhard von 145  
 Sohm, Schauspielerin 28  
 Sokrates 106 142  
 Spalding 135  
 Speck, Dieter 22  
 Speckle, Ignaz 118  
 Sterne, Laurence 51  
 Stöber, August 126  
 Stolberg, Christian Graf zu 9  
 143 157 169f.

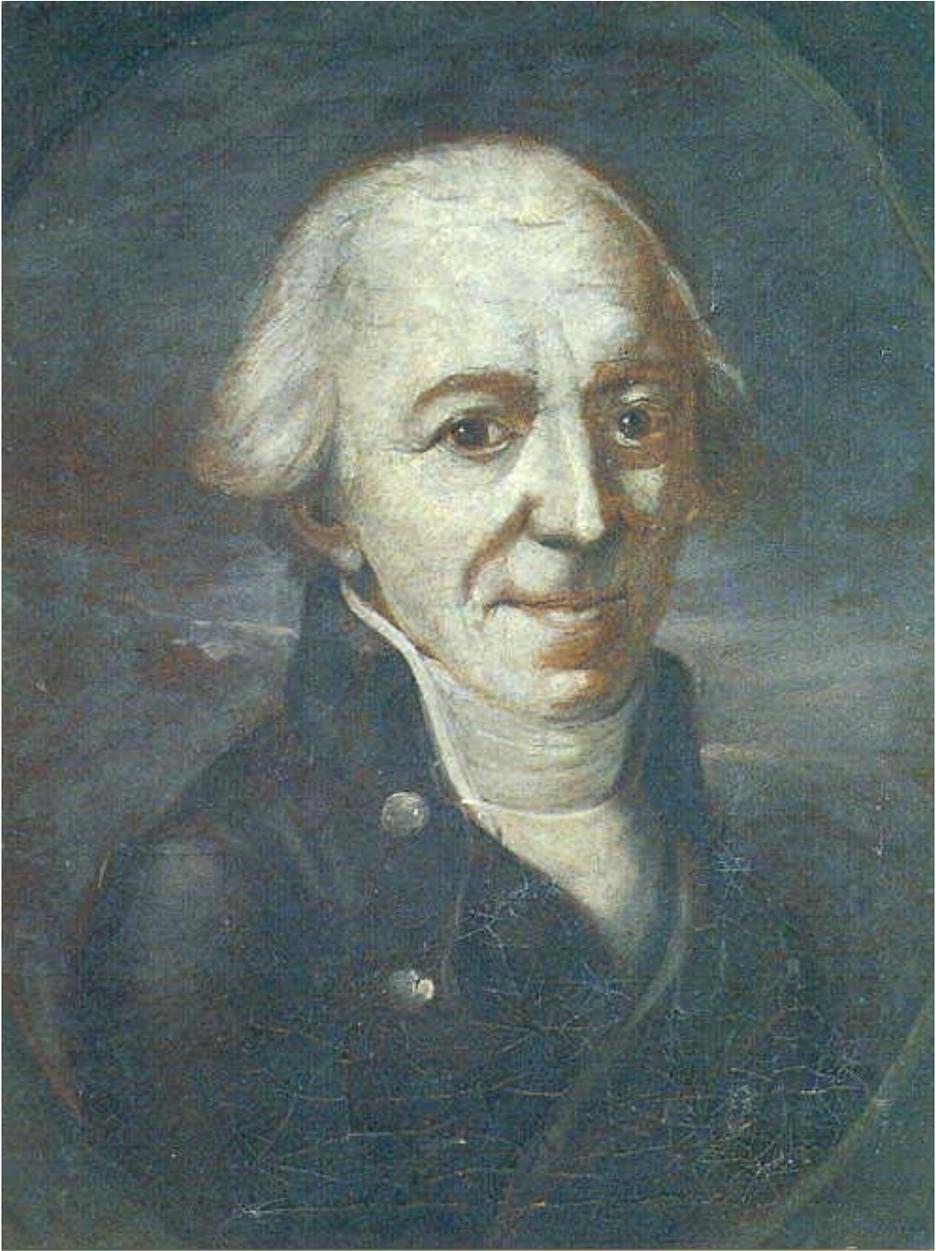
- Stolberg, Friedrich Leopold  
   Graf zu 9 71 143f. 157f.  
   162 169f.  
 Sulzer 135  
 Sumerau, Joseph von 14 75  
 Sutter, Otto Ernst 126  
 Svabe, Carl August 77—79  
 Swieten, Gottfried van 13f.  
 Swift, Jonathan 134  
 Tasso, Torquato 8  
 Teiresias 125  
 Theone Artner, Maria Therese  
   von  
 Tibull 174  
 Tiell, Marianne von 95  
 Tischbein, Johann Heinrich  
   Wilhelm 56f.  
 Tizian 44  
 Trenkle, Johann Baptist 22 28  
 Treskow, Rüdiger von 136  
 Trunz, Erich 35f.  
 Unzer, Ludwig August 51  
 Urania 71  
 Uz, Johann Peter 33 164 170f.  
 Venus 45  
 Vergil 14f. 88  
 Vieser, Hans-Peter 32 165  
 Vinci, Leonardo da 42  
 Voltaire 8 135  
 Voß, Johann Heinrich 9 71 77  
   124 135 167 170  
 Wagner, Schauspielerin 30  
 Walzel, Oskar 56  
 Weech, Friedrich von 119  
 Weinbrenner, Friedrich 47  
 Weisser, Hermann Anton 76  
   91  
 Weissert, Gottfried 76  
 Welcker, Karl Theodor 133  
 Werther 35 90  
 Werthern-Frohndorf, Christian  
   Ferdinand Georg von 61  
 Werthes, Friedrich August  
   Clemens 8 52  
 Wessenberg, Ignaz Heinrich  
   Karl Freiherr von 36 49  
   65—67 118f. 123 163  
 Wieland, Christoph Martin 6 8  
   71 76 91 117 124 132  
   135 169  
 Wilhelm I. 74  
 Willer, Madame 30  
 Winckelmann, Johanna Maria  
   Catharina, geb. Jacobi  
   60  
 Winfried [N. D. Hinsche] 166  
 Wittke, Dietrich 36 39 47 63  
   108 172  
 Wolf, Peter 101  
 Wolff, Christian 124  
 Wurmser, Graf Dagobert  
   Sigismund 26 30  
 Wutwehr, Matthäus Mederer  
   von 105  
 Wyss, Johann Rudolf 163  
 Young, Edward 51 134  
 Zachariä, Friedrich Wilhelm  
   135  
 Zande, Johan van der 145 158  
 Zay von Csömör, Gräfin Maria  
   95—97 166  
 Zeeden, Ernst Walter 14 22  
 Zentner, Wilhelm 114  
 Zephyr 51  
 Ziegler, Julius Wilhelm 26  
 Zinck, Frau von 149 151 154  
 Zinck, Friedrich Freiherr von  
   40 145 149—154 157f.  
   160 163  
 Zoll, Franz Joseph 6 61 64  
   175—177  
 Zschocke, Heinrich 118



**Johann Georg Jacobi**

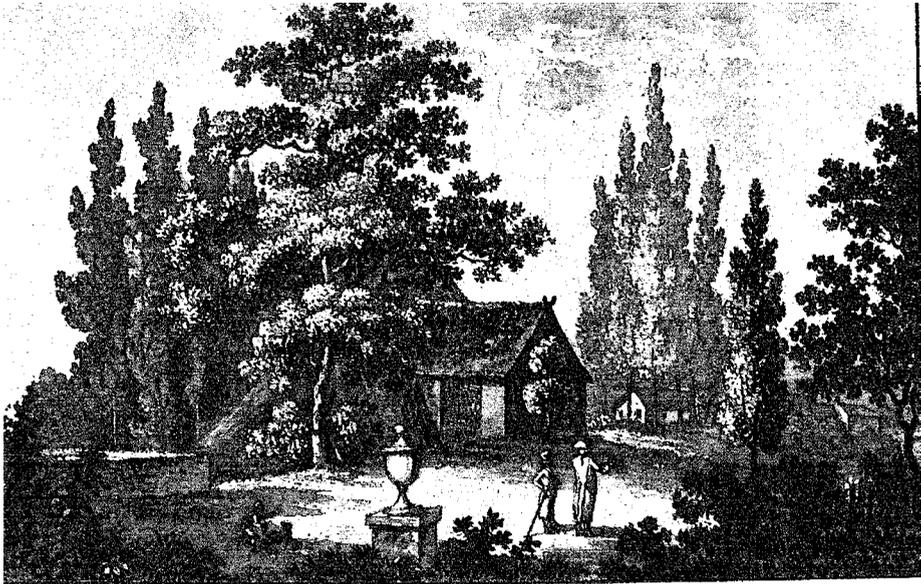
Unbekannter Künstler, Öl auf Eisen, 51 x 40,5 cm.

Goethe-Museum Düsseldorf: Inv.-Nr. 2194



**Johann Georg Jacobi**

Gemälde von Franz Joseph Zoll (1770/1772-1833), Öl auf Leinwand in Grisaillemanier, 22 x 28 cm. Kunstinventar der Universität Freiburg: I / 101



*Der Loeten Sitz.*